



Berlin, den 22. August 1905.

Monarchomachen.

Vor ein paar Wochen sprach ich mit einem zum Hohen Adel gehörigen Herrn über die Hinrichtung des serbischen Thronerben und seiner Draga. Mein Gast mußte zugeben, daß Alexander ein Unglück für Serbien war und daß jeder andere Versuch, das Land vom Tyrannenjoch zu befreien, den Balkan und vielleicht ganz Europa in unabsehbare Händel gerissen hätte. Trotzdem könne er die Mischitsch und Raschin nicht loben. Als Schüler habe er für Harmodios und Krištojevitzen geschwärmt, nicht, wie das Junkerlein Bismarck, in ihnen Verbrecher gesehen; mit gereiftem Sinn denke er jetzt aber anders. Alexander war legitimer König; er mochte gut oder schlecht handeln, dem Volke Heil oder Unheil bringen: er blieb stets unantastbar, und wer wider ihn die Hand hob, ward zum Rebellen. So redete ein heller, lernbegieriger Geist, ein Mann ohne feudale Befangenheit. Freilich: Einer aus dem höchsten Adel, den das Lebensinteresse seiner Gruppe in den Kampf für eine starke Monarchie ruft; doch las man nicht, liest nicht noch täglich in liberalen und selbst in sozialistischen Blättern das selbe Verdammungsurtheil über die belgrader Palastrevolution? Bald danach begann unter den Athanasianern und Arianern des Marxismus der Streit, ob man einen rothen Reichstagspräsidenten ins Kaiserschloß schicken dürfe; ob dadurch dem Proletariat oder dem Königthum ein Opfer auferlegt würde. Da erbehten die Stützen des Thrones in ehrwürdigem Zorn und wir hörten sie knirschen: Welche Frechheit, dem Monarchen ein Opfer an Macht und an Stolz zuzumuthen, solches Opfer als möglich auch nur zu erörtern! Und als der unkluge und unbeträchtliche Streit ins Weitere wuchs und Grundsätze beleuch-

tet und abgeklopft wurden, erfuhren wir, daß in der „Völker befreienden, revolutionären Sozialdemokratie“ sogar in der vordersten Schlachtreihe heute noch Mancher sieht, der, wie Saint-Simon, Fourier, Cabet und Robbertus, einen dauernden Frieden zwischen Monarchie und Sozialismus für denkbar hält und nicht, mit Morellh, Godwin, Owen, Weitling und deren Gefolge, in der Republik das nächste Ziel proletarischen Strebens sieht. Dann fuhr die Frau des Kaisers für wenige Stunden nach Ziegenhals, Breslau und Posen; und diese längst erwartete Reise, die ein nicht einmal unbequemer acte de présence war und wohl nur zeigen sollte, daß die Nothstandsgebiete am preussischen Hof nicht völlig vergessen seien, wurde wie eine Heroenthat gepriesen. Drei Beispiele. Kreuzzeitung: „Der hochherzige Entschluß Ihrer Majestät der Kaiserin ist ein Gnadenbeweis und zeigt den bekümmerten Herzen aufs Neue, daß unser erlauchtes Herrscherpaar, getreu den Traditionen des Hohenzollernhauses, gerade in den Zeiten der Noth und der Prüfung mit seinem Trost, seiner Liebe und seiner Hilfsbereitschaft den Landeskindern nah sein will.“ (Das erlauchte Herrscherpaar hat den überschwemmten Provinzen kleine Geldbeträge überwiesen, ungefähr so viel wie dem dronthheimer Kirchenbaufonds und den vom Bazarbrand in der Rue Jean Goujon Betroffenen, hatte auch gar nicht die Möglichkeit, ihnen zu helfen; und daß bei Mißwachs und Wassersnoth die Herrschaft sich mal sehen ließ, galt selbst in den Tagen nicht als ein Gnadenbeweis, wo Staaten wie Pachthöfe verwaltet wurden. Schlesische Zeitung: „Eine Kaiserin in einer so kleinen Stadt! Ist die Märchenwelt zur Wirklichkeit geworden? Eine Kaiserin hat uns besucht, — unsere Kaiserin! Das Rufen, das Jubeln der Menge will kein Ende nehmen; es folgt der davonsahrenden Kaiserin wie Donnerhall nach. Nur eine kurze halbe Stunde haben wir unsere Kaiserin bei uns gesehen, aber erst seit heute wissen wir so recht, was für eine Kaiserin wir haben.“ (Weil Frau Auguste Viktoria einer Rede des Bürgermeisters freundlich zugehört und einzelne Männer und Frauen „mit huldvoller Ansprache beglückt“ hatte; wie mögen die Leute sich vorher ihre Kaiserin gedacht haben?) Berliner Lokalanzeiger: „Niemand haben so dankerfüllte Augen der Kaiserin entgegengestrahlt, nie beugten sich Greise so ehrfurchtvoll, nie riß so voll feuriger Huldigung die Jugend die Wägen vom Kopf wie heute.“ (Nie also, scheint es danach, hatte die Dynastie bisher für das Land so Ungeheures gethan.) Das wurde im Jahr 1903 gedruckt; fast anderthalb Jahrhunderte nach der Zeit, da Fritz von Preußen, wie Koser berichtet, zu Schlesiern, greiffenbergern Bürgern, die ihm für das zum Wiederauf-

bau ihrer von Elementarfräften zerstörten Häuser gespendete Geld dankten, das königliche Wort sprach: „Sie haben nicht Ursache, sich deshalb bei mir zu bedanken. Es ist meine Schuldigkeit. Dafür bin ich da.“ Das Hochwasser spülte die alte Sommerseeschlange an die Küste des Schwarzländerlandes; wieder ward um den Mittelrandanal gestritten, wieder von Demokraten verkündet, nur frevler Rebellen trotz könne mit technischen und politischen Gründen einen Plan abwehren, für den des Königs majestätischer Wille sich eingesetzt habe. Und der Männerstolz der selben Demokraten tadelte hart den Uebermuth der Magyaren, die entschlossen scheinen, dem Machtbereich ihres Königs engere Grenzen zu ziehen, weil sie das Wohl des erwachsenden Volkes höher schätzen als den Glanz der Monarchie. All diese Vorgänge drückten dem Sinnescentrum ihre Spur ein. Der Glaube an die Nothwendigkeit und Unantastbarkeit der Monarchengewalt reicht heute also bis ins Triarierglied angeblich radikaler Parteien. Um diese Ueberzeugung nachzuprüfen, schlug ich die „Neue Staatslehre“ des Professors Anton Menger auf, das tapfere Buch, das alle Staatsmythik ohne Schonung entschleiert und als die seit Jahrzehnten stärkste Leistung des wissenschaftlichen Sozialismus anerkannt werden muß, und las die Sätze: „In Deutschland besteht zweifellos Fürstensouverainetät, weil hier im letzten Jahrhundert fast alle Revolutionen mißglückt, fast alle Staatsstrieche von Erfolg begleitet gewesen sind. Erst in den letzten Jahrzehnten hat das ununterbrochene Anwachsen und die straffe Organisation der Sozialdemokratie, dann die fortschreitende Umwandlung der Armeen in Proletarierheere diese Frage wieder einigermaßen ins Schwanken gebracht. . . Ich glaube nicht, daß die besitzlosen Volksklassen, wenn einmal die politischen Gesetze Deutschlands in ihren Händen ruhen sollten, zur Beseitigung der Monarchie schreiten werden. Die revolutionäre Kraft und Leidenschaft der Deutschen ist gering. Von den drei deutschen Revolutionen seit dem Ausgang des Mittelalters sind die zwei volksthümlichen, nämlich der Bauernkrieg und die Bewegung des Jahres 1848, mißlungen. Die dritte, die Reformation, war zwar von einem beträchtlichen Erfolg begleitet, aber nur, weil sie unter Mitwirkung der nach Kirchengut lästernen Fürsten unternommen wurde. . . Wenn die Monarchie, trotz der durchschnittlichen Mittelmäßigkeit ihrer Träger, die vorherrschende Regierungsform der Welt geworden ist, so liegt der Grund ohne Zweifel darin, daß sie die Machtmittel für die entscheidenden politischen Ziele besser als die Aristokratie und die Demokratie durch Generationen stetig vorzubereiten versteht. Und die Geschichte lehrt, daß gerade die Dynastien zum höchsten Glanz emporgestiegen sind, die ihre politischen, militärischen und wirtschaftlichen Machtmittel

durch Jahrhunderte ohne Rücksicht auf die Kulturbedürfnisse ihrer Völker erweitert haben. Wenn die besitzlosen Volksklassen diese Beispiele nachahmen, können sie ihre sozialen Ziele ohne einen ihre Existenz gefährdenden Umsturz der Gesellschaftsordnung zu erreichen hoffen, weil man, wie der Sieg des Christenthumes im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung deutlich gezeigt hat, der zweifellosen Macht auch ohne Gewaltanwendung huldigt.“

Nicht immer ging es der Monarchie in Europa so gut wie heute. Das weiß ich, denkt der Leser und fürchtet die Wiederholung alter Geschichten von Karl Stuart und Ludwig Capet, von Rousseau und dem hausväterlich ehrsamem Encyclopädisten, der in wilder Stunde am Darm des letzten Pfaffen den letzten König gehenkt sehen wollte. Denn Herr Omnes ist längst bekannt, daß die Lehre vom natürlich gleichen Menschenrecht, die als Ersatz für alte theokratische Vorstellungen ihren funkelneuen Gesellschaftsvertrag anpries, und daß die Gedanken, von deren schwärmender Skepsis die französische Revolution vorbereitet wurde, eine dem Wesen der Monarchie feindliche Massenstimmung schufen. Herr Omnes hat gewiß auch einmal gehört, daß Englands Adel selbst von dem Prinzenenerzieher Hobbes sich nie zum Abscheu vor Revolutionen verleiten ließ und daß die Oligarchen des Inselreiches seit der Zeit Eduards des Ersten streng auf der Schwurformel bestanden, wonach der König die Gesetze und Gewohnheiten, die das Volk (folk and people) behalten will, zu wahren hat. Weniger bekannt ist die Thatsache, daß schon in den dunklen Tagen des Gottesstaates, dessen Hauptpflicht die Regelung des Verhältnisses zum Weltenschöpfer schien und der deshalb eine der himmlischen nachgebildete Rangordnung mit ragender Spitze haben mußte, Zweck und Nutzen der Monarchie scharf kritisiert und ihre Macht in feste Schranken gewiesen wurde. Da der Fluch aller Kaiserei, das Erbe von Byzanz, noch fortwirkt und allerlei Bußprediger das Dysangelium von der unersehnten Zuchtlosigkeit unserer Zeit umhertragen, mag die Erinnerung nicht ganz unnützlich sein.

Vor dreihundert Jahren wurde in Paris ein Buch gedruckt, das den Titel trug: *De regno et regali potestate adversus Buchananum, Brutum, Boucherium et reliquos monarchomachos*. Der Verfasser war kein Franzose; William Barclay hieß er und war ein schottischer Rechtslehrer. Kurz vor seinem Buch war in Madrid der Traktat *De rege ac regis institutione* erschienen, der für die Volksrechte eintrat und als letztes Mittel bedrückten Massen empfahl, den Tyrannen zu töten; Juan Mariana, der abtrünnige Jesuit, hatte seine Abhandlung dem Infanten von Spanien gewidmet, der als Philipp der Zweite 1598 den Thron bestieg, und Herr Dr.

Treumann, der über die Monarchomachenzeit eine gewissenhafte Seminararbeit geliefert hat, spottet mit Recht darüber, daß Marianas Tyrannenspiegel cum privilegio regis erschien. Von den drei Männern, die Barclay im Titel seines Buches nennt, interessiren uns Boucher und der als Brutus verummte Hugonotte Vanguet weniger als George Buchanan; auch ein Schotte, auch ein Prinzenzueher. Prinz Jakob und dessen Mutter, Maria Stuart, waren seine Schüler; und Montaigne, den er in die Geheimnisse der Grammatik eingeführt hatte, erwähnt den Lehrer dankbar in den Essais als einen der besten lateinischen Poeten der Zeit. Dennoch sind Buchanans akademische Trauerspiele, seine Uebersetzungen biblischer Psalmen und euripidischer Tragödien verschollen, — der Mann aber bleibt, die Persönlichkeit merkwürth. Ein Hauslehrer und Dozent der Philologie, der Geheimsigelbewahrer und Elisabeths Günstling wurde und schließlich im Elend starb; der Marien Stuart als Hofmeister und Lecturer diente, ihre Heirath mit Franz von Frankreich in einem Hochzeitgedicht verherrlichte und nach ihrem Sturz die hohe Schülerin in einem argen Pamphlet schmähete; ein Freidenker und Demokrat, der in zwei Ländern die Gefängnisse kennen lernte, von der Königin Elisabeth einen Gnadensold erhielt und wieder aus der warmen Hofgunst weichen mußte, weil er in der allen Höflingen Aergerniß gebenden Schrift *De jure regni apud Scotos Dialogus* mit rauhem Trutzwort zur Einzäunung der Monarchengewalt gerathen und, unter anderen schlimmen Neuerungen, das Referendum vorgeschlagen hatte. Gegen solche Vorschläge und gegen den — freilich nicht ganz so ungestümen — Schwarmgeist der übrigen Bekämpfer der Monarchie wandte sich Barclay in seiner Bertheidigung des Absolutismus; doch seine Professorstimme verhallte ins Leere und der Sieg schien der Sektenweisheit der Puritaner und Hugonotten gesichert. Unwirksam blieb selbst die Mahnung eines viel Mächtigeren. In dem Jahr, wo Buchanan zuerst den Lehren der Reformatoren lauschte, warnte Martin Luther seine Gemeinde vor Aufruhr und Empörung und schrieb: „Derhalben ist die Obrigkeit und das Schwert eingesetzt, zu strafen die Bösen und zu schützen die Frommen, daß Aufruhr verhütet werde. Wenn aber Herr Omnes aufsteht, der vermag solch Unterscheiden der Bösen und Frommen weder zu treffen noch zu halten, schlägt in den Haufen, wie es trifft, und es kann nicht ohne großes, gräuliches Unrecht zugehen.“ Umsonst: das Volk stand auf, der Sturm brach los; und Luther schien nicht zu ahnen, daß er selbst den Schlauch des Aeolus entschnürt habe. Und er hatte doch das schwarzweiße Kleid des Augustiners getragen und wußte auch als Keyser noch in den Schriften des Ordenspatrones Bescheid. Fiel ihm

nicht die Zwiesprache zwischen Alexander dem Großen und dem Seeräuber ein, die in der Civitas Dei erzählt wird? Auf die Frage, wer ihm das Recht gebe, die Meere unsicher zu machen, antwortete der Pirat dem König der Makedonen: Der Dir das Recht gab, den Erdkreis in Schrecken zu setzen; ich habe nur ein kleines Schiff und gelte deshalb als ein Räuber, während Du, weil Dir eine ganze Flotte gehorcht, den Ehrennamen des siegreichen Eroberers trägst. Diese Antwort nennt Sankt Augustinus richtig und fein. So weit, bis zu so ehrwürdigen Häuptern reichen die Versuche einer Kritik monarchischer Macht zurück. Thomas von Aquino tabelte die Tyrannis nicht milder als der berühmte Justizrath Cicero in Rom; und Marfilinus von Padua dachte über Recht und Pflicht der Gesetzgebung und Exekutive kaum anders als Locke. Gefährlich aber wurden diese Gedanken erst, als mit den Rebellen der Scholastik langsam auch die Wahnvorstellung von einer einzigen, durch den Segen des Weltbischofs geweihten Weltmonarchie wich. Der Heilige Thomas mochte die Tyrannie verdammen: die Herrschaft eines Einzigen schien, wie für das Weltall, so für das irdische Gottesreich auch ihm immer noch nöthig; er war im Sinn der Evangelien ein königlicher. Seit aber der Staat als Produkt unheilig menschlichen Willens erkannt, seit gar der Kirche das sichtbare Centrum genommen wurde, schwand auch der monarchocentrische Glaube sacht aus den Hirnen. Der Papst, Christi geweihter Statthalter auf Erden, wurde geschmäht und war nicht mehr der pastor bonus der ganzen Christenheerde. Woher nahmen die Könige nun ihren Rechtsanspruch? Woher das Vermögen, im Schrein ihres Herzens alle Weisheit und alle Gewalt zu hegen? Diese Gewalt fand ihre Grenze mindestens doch vor der Pforte der spiritualia; den himmelan strebenden Glauben durfte kein König lenken, keiner dem freien Gewissen des Christenmenschen gebieten. Erst nach der Reformation wurde der Begriff des Fürstenabsolutismus im Massengefühl streitig. Was kühne Denker selbst nur mit scheuem Finger betastet hatten, lag nun schleierlos vor Aller Augen. Die Monarchomachen konnten dreiste, respektlose Rede wagen, weil der Mehrheitwille ihnen sicheren Rückhalt bot. Und es war kein Zufall, daß Jakob der Sechste von Schottland, der Erste von England, der Schüler des Puritaners Buchanan, in seinen Opera den Glauben an Gespensterspuk mit dem selben Eifer wie den Fürstenabsolutismus verfocht. Kein Zufall, daß Buchanan selbst dem Vorbild nachstrebte, das Knox, der schottische Calvin, ihm bot. Die Reformatoren hatten die Wurzel des Glaubens ausgegraben, aus der Ruhe gescheuchten Seelen den Zweifel entbunden; noch so laut mochten sie nun rufen, alle Obrigkeit stamme von Gott: sie pre-

digten tauben Ohren. Die Widertäufer, die wüthenden Bauern, Rebellen und Anarchisten aller Art versagten ihnen den Gehorsam und mit den publizistischen Führern der Monarchomachie fragte bald auch die Menge, die vom Thomismus doch nichts wußte, mit welchem Recht man ihr, die frei ja den Gott wählen dürfe, wehren wolle, frei den König, das Staatsrecht und Handwerk zu wählen. Das souveraine Volk, das in Sparta Könige durch Ephoren spruch verurtheilen, im Frankenreich Chilperich absetzen ließ, war wiedergeboren und heischte in trotzigem Drang sein Recht als Ausdruck der Macht.

Auch die Gegner mußten ihm früh Konzessionen machen. Die Jesuiten, die unter Umständen gegen keiserliche Fürsten das Volk brauchen konnten, gaben zu: König und Volk bindet ein Vertrag; bricht ihn der König, so darf das Volk Widerstand leisten; reißt ein Ungeweihter die Tyrannis an sich, so kann er nicht klagen, wenn das Volk ihn richtet und tötet. Bodin, der Anreger Barclays, will einen Herrscher, der Gesetze giebt sans le consentement de plus grand ni de pareil ni de moindre que soi; doch auch für diesen Absolutisten ist der Usurpator, der ohne Recht nach der Macht greift, vogelfrei, — und das Recht spricht nur aus dem Munde des in Freiheit Gewählten. Die Monarchomachen gingen weiter. Der König, sagen sie, ist für das Volk, nicht das Volk für den König da. Deshalb hat *populus* streng darauf zu achten, daß der *princeps* das im Vertrag Bedungene hält, und es darf ihn, auch den frei gewählten, nicht durch Gewaltthat auf den Thron gelangen, absetzen und töten, wenn er gegen das Volkswohl handelt. Er ist Beamter, ist der erste Diener des Staates, muß sich in enge Rechtsnormen pferchen lassen und wird strafbar, sobald er lüngernd die Pflicht versäumt oder gar wissentlich wider sie sündigt. Das war das Ende des Absolutismus. Barclays Bannstrahl leuchtete nicht weit; und mit Fug konnte Treumann am Schluß seiner Darstellung sagen, auch von den Träumen der mittelalterlichen Schüßer der Fürstengewalt gelte das Wort, das Bryce über Dantes universalmonarchischen Wahn sprach: Grabchrift, nicht Prophezeiung.

Grotius und Rousseau kamen, die Lehre vom Gesellschaftsvertrag, der beiden Kontrahenten gleiche Rechte giebt, schien für alle Zeiten gesichert, auf einem Schinderkarren wurde ein legitimer König zum Richtplatz geschleppt, — und nun, dreihundertundzehn Jahre nach Bouchers Schrift über die Absetzung Heinrichs des Dritten von Frankreich, scheint die Monarchie stärker als je und wir lesen in Mengers Buch: „Der Staat ist ein Inbegriff von Menschen, die auf dem selben Landesgebiet unter der Herrschaft eines Machthabers zusammenleben. Der Willkür der staatlichen Machthaber ist es anheim-

gestellt, welche Ziele sie der Thätigkeit des Staates vorschreiben wollen. . . Da das Ansehen des von den Fürsten geleiteten Staates ihr eigenes ist und ihre Geltung in den ihnen gleichstehenden Lebenskreisen bestimmt, so ist ihr Streben vorherrschend auf die Macht und den Glanz des Staates gerichtet.“ Wer heute in Deutschland herumhört und überall Hoffnung und Furcht auf einen herrschenden Willen gerichtet findet, kann sich in die fernen Tage Ludwigs des Heiligen zurückversetzt glauben, in eine Vorstellungswelt, wo der Finger des Königs durch bloßes Berühren dem Verstohlenen Heilung brachte. Freilich: auch unter den alten Monarchomachen war kein Deutscher. Aber sind sie in Europa heute nicht völlig ausgestorben? Wird die Ermordung Alexanders Obrenowitsch nicht härter verurtheilt als hundert Jahre vorher der petersburger Palastputsch? Wacht irgendwo auch nur noch der Wunsch, die Auslese der Tauglichsten künftig wirksamer zu sichern, ein erwachsenes Volk mündig gesprochen, in einem freieren Staatsverbande die Masse zu thätiger Mitarbeit an der Gestaltung ihres Schicksals, zum Bewußtsein der Macht und zum Gefühl der vom Machtbesitz untrennbaren Verantwortlichkeit erzogen zu sehen? . . Die Monarchie hat es gut: zwei privilegierte Klassen, der verarmende Landadel und die junge Gentry vom Webstuhl und Schlot, werben in ängstlichem Wettstreit um ihre Gunst; und beide Klassen betheuern dem König um so inbrünstiger ihre unerschütterliche Treue, je lauter draußen die Sportspiele der Demokratie durch die Gassen toben. Dieses Band ist fest; denn ein allen im gefährdeten Besitztum Wohnenden gemeinsames Lebensinteresse hat es geknüpft. Was im Grunde aber nicht immer so und täuscht den zurückschweifenden Blick nicht nur der Fernendurst, der die Gesilde hoher Ahnen umschleiert? Auch die Monarchomachen führten nur die Sache der Privilegirten und der schottische Puritaner, der die Massen zu unmittelbarer Mitwirkung an den Staatsgeschäften rief, predigte in einer Wüste. Was sie schrieben, ist vergessen; wahr aber blieb, trotz Menger Prophezeiung, nicht Grabchrift, das Wort Bodins, ihres ersten Segners: nur das Mißverhältniß zwischen Reichen und Armen bedrohe die Könige mit Lebensgefahr.



Münchener Kunst.

Es ging gestern auf der Straße hinter zwei Mädeln. Ich hielt sie für kleine Ladenfräulein; aber ich mußte mich getäuscht haben. „Was machens nun, Fräulein Mali, wenns zu Haus kommen?“ fragte die Eine. „I woas no net“, lautete die Antwort; „entweder i moal oder i näh.“ Sie malt oder sie näht. Ihr gilt Alles gleich. Und da wollen die bösen berliner Zungen behaupten, mit München als Kunstmetropole sei es aus.

Wir wissen hier in München sehr gut, wo uns der Schuh drückt. Heine im Simplizissimus hat den künstlerischen Ausdruck dafür gefunden. Das Münchener Kindl, mit einem Maßkrug in der einen Hand und einem Kübel-Lorber im anderen Arm, sträubt sich gar nicht gegen den berliner Bären mit der Fichelhaube, der ihm den Lorber abnehmen will; es kann ja dann auch mit der anderen Hand einen Maßkrug tragen. Das ist ihm viel lieber. Gewiß: die Geistessträgheit des „gemeinen Mannes“ — und man darf den Begriff recht weit nehmen — ist hier ziemlich groß.

Aber wenn Leute, die doch einmal kein wahres inneres Verhältniß zur Kunst haben können, sich nun auch gar nicht um „so was“ kümmern, so verliert die Kunst dabei eigentlich nichts; wenn aber, im Gegentheil, diese Leute, ihrem Unverständnis zum Trotz, sich für die Kunst interessieren und in Kunstangelegenheiten mitreden und dreinreden dürfen, dann muß solches Gerede der Kunst übelbekommen, nicht nur, wo die Dreinredner gekrönte Häupter sind, sondern auch, wenn es ein naseweises, eingebilletes Publikum ist. Es giebt eine Art Bildung, wenn man das Ding so heißen darf, die der Kunst hinderlicher ist als Unbildung. Das gilt bis nach oben. „Kunst und Wissenschaft“, sagen wir in Deutschland. Als ob die Beiden Geschwister wären und nothwendig zusammen gehörten. Es sind aber mindestens zwei einander sehr feindliche Schwestern; und schon mehr als einmal hat die Wissenschaft der Kunst die Augen ausgekratzt. Man darf trotz Alledem aber festlich behaupten, daß die Kunst in München aus volksthümlicherem Boden gewachsen ist als irgendwo in Deutschland. Es giebt hier viel Importirtes, durch Königswillen künstlich Aufgepfropftes. Das sollte aber nicht hindern, tiefer liegende Wurzeln zu beachten und in ihrer Bedeutung zu erkennen. Man darf dann freilich München nicht von seinem Hinterland abgesondert denken, wozu außer dem politisch bayerischen auch das tiroler Gebirgsland gehört. Hier hat auf breiter Basis die kirchliche und weltliche Katakunst (eigentlich ein Pleonasmus) bis weit in unsere Zeit hinein geblüht und ganze Malergenerationen beschäftigt, deren Hauptvertreter gerade zu den Wittelsbachern vielfache Beziehungen hatten. Hier war die Tradition eine Macht und ein befruchtendes Element, das noch heute in zahlreichen Hausmalereien zu spüren ist. Die

Kunstgeschichte hat sich bis jetzt damit wenig beschäftigt. Sie wird das Versäumte einst nachholen und dann werden Viele staunen. In München wissen Männer vom Handwerk, Maler und Bildhauer, besseren Bescheid als die Gelehrten. Ich kenne Einige, die nicht nur die gemalten Werke dieser Rokoko-meister fleißig studirt, sondern auch deren Manuskripten und Recepten mit Erfolg nachgeforscht haben. Sie fühlen sich zur Familie gehörig und setzen ihren Stolz darein. Einer von ihnen malt eben die Fresken an der Außenseite der alten Residenz.

Und da wäre denn gleich über die Straßenkunst Einiges zu sagen, besonders über Architektur und deren äußeren Schmuck.

Ein Kapitel für sich sind die Kirchenbauten. Man darf da nicht zu viel verlangen, zum Beispiel: keinen eigenen, modernen Stil. Ein solcher, glaube ich, wäre, wenn man Geschichte, Zweck und Idee solcher Bauaufgaben bedenkt, nicht einmal zu wünschen; jeder Versuch dazu, meine ich, müßte scheitern. Zwar: in Rom staunte ich über nichts so sehr wie über die neuen Kirchen. Viele sind es nicht. Rom hat Vorrath genug. Eigentliche Monumentalbauten sind auch nicht darunter. Aber es sind auch durchaus nicht Kopien alter, berühmter oder unberühmter Muster. Darüber wäre nicht zu staunen. Nein: sie sind, wie sie eben sind. Aber ganz frei konzipirt; man muß wirklich staunen. Das gilt von den neuen münchener Kirchen nicht. Die besten Architekten haben hier nur den Ehrgeiz, dem Stil, um den es sich gerade handelt, gerecht zu werden. Nach der gelehrten Stilgerechtigkeit wird das architektonische Verdienst in erster Linie bemessen.

Welchen Stil man wählt? Das ist nicht einmal mehr Modefache, insofern man unter Mode die zwar kurzlebige, aber ausschließliche Herrschaft einer Geschmacksrichtung versteht. Nicht einmal eine ephemere Herrschaft wird heute noch anerkannt. Man ist nicht mehr ausschließlich, auch nicht für die kürzeste Zeitspanne. Man hat für alle Stile die selbe Gerechtigkeit, die selbe Liebe. Bis in unsere jüngsten Tage hinein hat man vorzüglich das Gothische und Romanische kopirt. Diese be den Bauweisen galten, vielleicht nicht mit Unrecht, für die vor allen anderen religiösen Stile. Die begeistertsten Anhänger der Jesuiten haben kaum an diesem Dogma gezweifelt. Aber ein Kunstgeschmack, der kein notwendiges Produkt einer bestimmten Kultur ist, kann nur eklektisch sein. So hat man jetzt hier, in Sankt Josef, eine Jesuitenkirche gebaut, wo auch das Tüpfelchen auf dem J nicht fehlt, und gleich daneben erhebt sich, eben so funkelagelneu, sogar eine florentinische Brunelleski-Kirche mit Della-Robbia Altären. Sie paßt nach München wie die Faust aufs Auge. Und gewiß hätte noch vor wenigen Jahren Niemand solche Kühnheit für möglich gehalten. Noch dazu in Münchens Natur und Klima.

Aber dem Eklektizismus, dem in gewissem Sinn Alles heilig ist, ist in tieferem Sinn zuletzt nichts mehr heilig.

Es ist aber auch gar nicht zu sagen, wie auf diesem speziellen Gebiet des Kirchenbaues Wandel geschaffen werden könnte. Einen Ausweg könnte der Protestantismus bahnen. An ihm wäre es, hier einzugreifen und sich einen Ruhmestitel zu erwerben, der viele seiner Kunsttünden vergessen ließe. Er hat leider bis jetzt seine Aufgabe nicht begriffen. Und sie liegt ihm doch so nah. Es ist fast unglaublich, daß eine so mächtige Bewegung, die den alten Gottesdienst gestürzt, der Religion einen von Grund aus neuen Stil gegeben hat, auf die ganze Kirchenarchitektur eigentlich keinen Einfluß üben, geschweige denn zu einem Stil darin gelangen konnte. Als der Katholizismus noch einen lebendigen Stil besaß, zur Zeit des Rokoko, baute der Protestantismus zwar unkünstlerisch bis zur trostlosesten Deditheit, aber er baute protestantisch. Heute baut er katholischer als die Katholiken. Die Lukaskirche an der Isar wimmelt von anachronistischen Uebertreibungen, von denen die besseren katholischen Kirchen sich fernzuhalten wissen. Doch was darf man von münchener Protestanten fordern, wenn die Hauptstadt des Protestantismus, wenn Berlin mit seinem Dom ein solches Beispiel giebt? Da war eine Aufgabe von Weltbedeutung gestellt. Da war ein neuer Stil religiöser Architektur zu schaffen; eigentlich eine Forderung des protestantischen Gewissens. Man hat den byzantinischen Stil vorgezogen. Der Katholizismus mit seinem durch und durch konservativen Wesen braucht keinen neuen Stil. Er kann, wenn er alte Stile erneut, sagen, daß er vom Eigenen zehrt. Das kann der Protestantismus nicht, wenn er ehrlich sein will. Er unter allen Umständen mußte den Muth zu einem neuen Stil haben. Sein ganzes inneres Wesen mußte ihn dahin drängen.

Ueber die münchener Profanarchitektur könnte ich nur oft Gefagtes wiederholen. Münchens Verdienste auf diesem Gebiet sind bekannt und anerkannt. Das Rühmlichste daran ist die künstlerische Solitarität, wenn man so sagen kann. Hier wird zwar sehr individuell gebaut, aber das Individuelle verleugnet nicht den allgemeinen Stilcharakter, der sich immer deutlicher herausbildet. Auf diesem Wege allein ist Erfreuliches zu erwarten; denn wenn irgendwo, so ist in der Architektur Anarchie zugleich auch Verfall. Gerade im Reich dieser Kunst darf das Individuelle nicht das Typische überwuchern, die Laune nicht allzu weiten Spielraum haben. Das hat man hier rechtzeitig erkannt. Die Schöpfungen Ludwigs des Ersten haben, trotzdem sie nur Kopien waren, erzieherisch gewirkt. Vielleicht ist München die einzige Stadt, wo man bei Allem, was neu gebaut wird, das Gefühl hat, daß sich hier ein eigener lokaler Stil durchringt. Das ist kein kleiner Ruhm. Und so mag hier der gemeine Mann noch so sehr Bierphilister sein: das Gesamtantlitz der Stadt beweist Jedem, der nicht blöd ist, daß in diesem

Körper ein starker künstlerischer Geist wohnt und das Ganze beherrscht, wenn er auch, wie es in einem Organismus nur natürlich ist, nicht in alle Theile bringt, besonders in die nicht, die, ihrer niedrigen Funktion gemäß, ihn gar nicht nöthig haben. Von Berlin kann man das Selbe nicht sagen. Aus der Physiognomie der Reichshauptstadt spricht wohl auch ein Geist, sogar ein sehr starker, nur eben nicht ein künstlerischer.

In München geht man manchmal auch wieder zu weit. Die Neuschöpfungen sind fast immer erfreulich; über das Niederreißen und das Restauriren von Altem aber muß man oft den Kopf schütteln. München war in seinen alten Theilen länger als irgend eine der Hauptstädte Deutschlands unberührt geblieben. Das erste Jahrzehnt nach dem siebenziger Krieg, wo die meisten großen Städte Deutschlands, besonders im Süden und Westen, sich von Kopf zu Fuß umkleideten, war an München fast spurlos vorübergegangen. Wenn man vor zwanzig Jahren durch die zwei Hauptstraßen nach dem Marienplatz ging, durch die Neuhauser- und Kaufingerstraße, konnte man sich zu gewissen Stunden des Tages und besonders des späten Abends in die öbste Straße der öbsten Provinzstadt versetzt glauben. Keine Spiegelscheiben, kaum ein Laden, fast nur primitivste Bauernwirthschaften. Das weltberühmte alte Hofbräuhaus war typisch für die ganze Stadt. Dieser Charakter der Stadt war nicht ohne eigenthümlichen Reiz. München hatte ungeheuer viel vom Dorf und war doch, nicht nur als Königsresidenz, sondern auch als Sitz höchster geistiger und vor Allem künstlerischer Thätigkeit, eine Großstadt von europäischer Bedeutung. Nur das päpstliche Rom war, auf andere Weise, etwas Aehnliches; gewiß ein schmeichelhafter Vergleich. Aber seit zehn Jahren hat sich gründlich geändert. Ueberbleibsel giebt es zwar noch. Beispiel: die Wirthschaft „Zum schwäbischen Donau“ auf dem Marienplatz. Einem Berliner, der „so was“ sieht, steht der Verstand still. Das ist in München möglich! . . . Es ist jetzt nur noch ganz vereinzelt möglich. München ist im Zug, eine moderne, sogar eine elegante Stadt zu werden. Es hat auf diesem Weg schon Riesenschritte gemacht; eher zu hastig als zu langsam. Früher ließ man, Jahrhunderte lang, Alles beim Alten; heute fehlt es oft an Pietät auch für Das, was sie in hohem Grade verdiente.

Wenn man die Menschen über Fehler, die Andere in früheren Zeiten begangen haben, sittlich entrüstet sieht, sollte man meinen, sie würden gewiß nicht in die selben Fehler verfallen. Und doch geschieht's oft. Tausendmal schon wurde mit Empörung darauf hingewiesen, daß gewisse „Restaurationen“, die einst mit dem besten Gewissen von der Welt ausgeführt wurden, Vandalenwerk waren. Und immer wieder ist man, trotz solcher Erfahrung, allzu schnell mit dem Restauriren bei der Hand. Auch was in jüngster Zeit in der Alten Pinakothek an Dürers Baumgarten-Altar gethan wurde, muß mindestens starke

Bedenken erregen. Wer dieses bedeutende Werk Dürers in liebender Erinnerung trug und nun ahnungslos davor trat, mußte erschrecken, die Seitenflügel in einem Zustand zu sehen, in einer Restaurirtheit und Gesäubertheit, daß er sie auf den ersten Blick nicht wieder erkannte. Laienhafte Sentimentalität, sagen die Gelehrten. Unser Gefühl muß zurücktreten, wo die exakte Forschung spricht. Und die exakte Forschung hat herausgebracht, daß die beiden Flügel von Dürer nicht so gemalt worden sind, wie sie waren, sondern so, wie sie jetzt sind, nach der Restauration. Dieses Pochen auf exakte Forschung! Als ob nicht in abertausend Fällen schon die exakte Forschung das Gegentheil von Dem bewiesen hätte, was die eben so exakte Forschung zehn oder noch weniger Jahre vorher bewiesen hatte! Aber dem Gelehrtenprogenium kleiner und kleinster Geister ist nicht beizukommen.

Ich habe die Daten der „exakten Forschung“ sorgfältig nachgeprüft. Sie haben mich nicht überzeugt. Ich fand sie durchaus unzulänglich. Für die eingehende Begründung dieses Urtheils ist hier nicht der Raum; einstweilen genügt mir, daß mit meiner Auffassung Autoritäten übereinstimmen, die zwar nie in Archiven gestöbert haben, aber sich einbilden, eine Malerei Dürers und eine Malerei aus der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts (was die unrestaurirten Flügel zum Theil gewesen sein sollen) unterscheiden zu können. Ich kann freilich irren; auch die Künstler, die ich meine, können. Und die Restauratoren werden wohl auch Autoritäten auf ihrer Seite haben. Aber wenn ich diese Flügel so zugerichtet hätte, mir wäre bang, — nicht vor dem Gericht des Jüngsten Tages, doch vor dem einer vielleicht nicht allzu fernen Zeit.

Hier kümmert man sich in diesem Sommer kaum um Dürer. Auch nicht sonderlich um den Glaspalast. Am Meisten wurde noch von der Monet-Ausstellung gesprochen. Mit dieser Ausstellung und der Aufregung, die sie hervorrief, zuerst in Berlin und dann hier in München, ist es wirklich ein seltsames Ding. Wer in den letzten Jahren den pariser „Salon“ aufmerksam verfolgte, merkte klar die immer deutlichere und bewußtere Abkehr der französischen Malerei vom Impressionismus. Nicht der geringste Zweifel konnte darüber aufkommen. Klar war freilich auch: verloren waren die Bestrebungen des Impressionismus nicht. Das künstlerische Sehen vor der Natur hatte sich verfeinert, die Technik hatte viel gewonnen; Luft und Licht wurden feiner behandelt. Aber als Aufgabe und letztes Ziel, überhaupt als Ziel, war der Impressionismus nicht mehr sichtbar. Kaum noch als Weg. Die Franzosen waren am Weitersten auf diesem Wege gegangen; sie haben ihn auch zuerst wieder verlassen. Ohne Hildebrands Bäcklein vom Problem der Form gelesen zu haben, sind die Franzosen sehr schnell von dem Irrthum zurückgekommen, der der Kunst die Aufgabe vorschrieb, unmittelbare Sinnesindrücke

zu ihrem Objekt zu machen und sich mit optischen Empfindungen zu gnügen, statt — die deutsche Sprache kommt hier der Keßtheit fein entgegen — die fertigen Vorstellungen so fertig, so anregend wie möglich darzustellen. Puvis de Chavannes wurde in seiner hohen Bedeutung erkannt und damit hörte — nicht die Schätzung, aber — die Ueberschätzung des Impressionismus auf. Man war „des trockenen Tones“, des ewigen technischen Experimentirens, das sich selbst immer wieder nur technische Aufgaben stellte, gründlich satt. Das ist nun bald ein Jahrzehnt her. Man darf sich also einigermaßen wandern, daß noch heute deutsche Berichterstatter und selbst deutsche Künstler vor einer noch dazu ziemlich armen Monet-Ausstellung — das Luxemburg-Museum enthält längst eine ganz andere Sammlung — in Ekstase gerathen, wie vor einer neu entdeckten Welt. Französische Zeitungen haben denn auch über den verspäteten Enthusiasmus der Berliner gespottet. Auch die münchener Kunstschreiber haben ihren Muther fleißig gelesen; bei vielen sprach Muther aus jeder Zeile. Aber als Muther sein Buch schrieb, war der Impressionismus das Lösungswort einer kämpfend vorstürmenden Partei, einer Alles versprechenden Jugend, die gegen geistlose Schablone kämpfte. Und Muther selbst stand in den Reihen, that mit, kämpfte mit. Gerade dem Impressionismus gegenüber war er kaum Historiker, sondern, wie es im Kampf nothwendig ist, durchaus Partei. Heute ist, was damals zum Licht strebte, schon historisch geworden; und wir können es, wenn wir nicht anempfinden und abschreiben, nicht mehr mit den alten Augen sehen.

Aus dem Glaspalast und den Sälen der Sezession nahm ich Eindrücke mit, die von denen der meisten Berichterstatter ziemlich weit abweichen; Anderen aber, die nicht das Bedürfnis haben, zu schreiben, doch das Bedürfnis, zu sehen und zu genießen, ist ungefähr so wie mir gegangen. Die Technik schreitet vor, die Handwerksmeisterschaft wächst, der Sinn für Ton und Farbe verfeinert sich von Jahr zu Jahr. Die Künstler, besonders natürlich die Jungen, zeigen, rein als Maler, eine Bildung des malerischen Gefühls, die den Betrachter mit Genugthuung erfüllen muß. Sie dürfen auch mit einem gebildeteren Publikum rechnen als vor fünfzehn und zwanzig Jahren. Wie die Augen der Maler, so sind auch die Augen des Publikums heute feiner. Die Zahl Derer, die in einem Bild noch bloß malerischen Qualitäten suchen, ist schon sehr groß. Früher war's nicht so. Das Publikum ist erzogen: kein geringer Ruhm dieser Malerei. Die mit groben Effekten Erfolg suchen, finden ihn nicht mehr. Man darf jetzt leise sein; und gerade den Schreibern verschließen die Kunstwanderer das Ohr.

München.

Dr. Benno Rattenauer.



Anti-Haedel.

Auf den im ersten Augustheft der „Zukunft“ veröffentlichten Artikel „Anti-Haedel“ des Herrn Dr. Hermann Friedmann entgegne ich:

1. „Alles, aber auch Alles ist unwahr am Anti-Haedel, seine Fragestellungen, seine Methode, seine Urtheile, seine Wissenschaft; es ist eine so differenzirte Unwahrheit darin, daß sich eine programmatische Uebersicht über sie verbietet, daß sie in jedem Punkt in flagranti ertappt sein will“, sagt Herr Dr. Friedmann und erörtert dann von all den Punkten, die ich Haedel gegenüber behandelt habe, nur sieben: sechs Einzelfragen und eine prinzipielle. Daß unter den von Herrn Dr. Friedmann nicht behandelten Behauptungen meines Anti-Haedel jedenfalls einige nicht „unwahr“ waren, hat Professor Haedel in der Volksausgabe selbst stillschweigend anerkannt: er hat es gelten lassen, daß das berühmte Konzil von Nicaea im Jahre 325 tagte, nicht 327 (wie er von „Saladin“ übernommen hatte); er zählt jetzt richtig dreizehn, nicht mehr vierzehn Paulusbriefe im Neuen Testament; er hat jetzt gelernt, daß wir zwei Korintherbriefe, nicht nur einen im Neuen Testament haben; er hat der eigenen Versicherung des Paulus (Röm. 11, 1; Phil. 3, 5), daß er ein Israelit aus Abrahams Samen, ein Hebräer von Hebräern sei, jetzt wenigstens etwas Rechnung getragen, denn er hat in dem Satz: „Auch von den beiden Eltern des Paulus war (neueren historischen Forschungen zufolge) der Vater griechischer, die Mutter jüdischer Rasse“, das „war“ in ein „soll . . . sein“ geändert.

2. Unter den Einzelfragen, die Herr Dr. Friedmann behandelt, ist die erste die nach der Bedeutung des Konzils von Nicaea für die Kanongeschichte. Selbst wenn Herr Dr. Friedmann erwiesen hätte, daß man „geneigt sein“ dürfe oder müsse, „das Nicaeum als eine der wichtigsten Etappen in der sonst dunklen Geschichte des Kanon zu erklären“, so wäre damit nie entschuldigt, daß Haedel über die Fixirung der Vierzahl der Evangelien in Nicaea auf Grund einer, wie Adolf Harnack sagt, „absurden“ Fabel Aufstellungen gemacht hat, die auch nach Harnacks Meinung „einfach lächerlich“ sind. Haedel selbst hat auch hier zum Theil eingesehen, daß er von „Saladins“ gelehrter Notiz: „Pappus erzählt uns in seinem Synobikon, daß die endliche Feststellung des Kanon in ganz anderer Weise geschah u. s. w.“ zu einem gar komischen Irrthum sich hat verführen lassen: er läßt in der Volksausgabe den Hinweis auf „das Synobikon des Pappus“ ganz weg und erzählt die schöne Geschichte vom „Bücherhäpfen“ allein unter Berufung auf Saladin. Der zu einem altchristlichen Schriftsteller avancirte Pappus, der Herausgeber des die „absurde Fabel“ enthaltenden „Synobikon“, ist meiner Beweisführung also erlegen. Daß die Geschichte, die er verbürgen sollte, von Haedel nicht auch aufgegeben ist, habe ich hier nicht zu kritisiren. Aber wer Haedel vertheidigen wollte, hatte dieser Geschichte sich anzunehmen. Selbst wenn das Konzil von Nicaea „die Frage der Kanonizität der Evangelien berührt hätte“ — Herr Dr. Friedmann selbst meint, daß das Berühren zu einem Resultat geführt hätte, das die Berichterstatter „als selbstverständlich“ übergehen konnten —, selbst dann bliebe mein Angriff auf Haedel an diesem Punkt völlig in seinem Recht. Doch hat Herr Dr. Friedmann nicht einmal die bescheidene Behauptung erwiesen, die er, wie er selbst einräumt, dem „Konsensus der wissenschaftlich-theologischen Ar-

beit“ entgegenstellt. Es ist kühn, daß Einer gegen so Viele aufzutreten wagt. Doch dazu hat Jeder das Recht, wenn er das Wissen hat. Aber ist Der genügend dazu legitimirt, der, nach seiner eigenen Bemerkung: „Ueber das Nicaenum unterrichtet uns der Kirchengeschichtler Bernoulli“, sein Wissen einer Habilitation-Vorlesung (Freiburg i. B. 1896, 36 Seiten) eines Mannes entnimmt, der selbst Theologe ist? Ist mein Kollege Bernoulli glaubwürdig, so bitte ich Herrn Dr. Friedmann, daß er sich bei ihm einmal danach erkundige, wie viel gerade ich in den letzten acht Jahren über die Geschichte des vierten Jahrhunderts gearbeitet habe. Mein Recht, hier ein Wort mitzusprechen, wird mir kein Kirchengeschichtler, auch kein Professor der Profangeschichte, der meine Arbeiten kennt, bestreiten. Wo aber hat mein Kritiker sich ausgewiesen? Er könnte trotzdem einmal ins Schwarze getroffen haben. Aber er hat es nicht gethan. Er argumentirt a) mit dem Charakter des Bekenntnißstreites des vierten Jahrhunderts, b) mit dem Wahrscheinlichkeitschluß, wer den Gegenstand des Bekenntnißstreites betrachte, werde es schier undenkbar finden, daß das Konzil die Frage der Kanonizität der Evangelien nicht berührt habe, c) mit dem Begriff des Kanon. Was zur Charakterisirung des Bekenntnißstreites des vierten Jahrhunderts gesagt wird, ist nichts Neues. Es ist auch nur eine Vorhülle zu dem Beweise. Der Wahrscheinlichkeitsbeweis selbst leidet erstens unter der Unseßbarkeit der Voraussetzung, daß „für die Formulirung des Symbols die Evangelien doch die theologischen Unterlagen bilden mußten“. Denn diese Voraussetzung wird dem damaligen Zustande der Theologie nicht gerecht. Die Evangelien haben bei jenen Streitigkeiten eine viel geringere Rolle gespielt, als der Laie denkt, eine geringere, zum Beispiel, als Proverb 8, 22. Ferner setzt dieser Beweis voraus, was zu beweisen war. Denn stand die Kanonizität der vier Evangelien schon fest, so ist das „schier Undenkbare“, daß man nicht über sie verhandelte, sehr begreiflich. Die Beweislast bleibt also Dem vorbehalten, was Herr Dr. Friedmann über den Begriff des Kanon sagt. Allein diese Ausführungen können gar nichts tragen. Es ist richtig: der Terminus Kanon ist jung. Doch da Herr Dr. Friedmann, wie eine gelegentliche Notiz zeigt, den Begriff der „sanctificatio“ scripturarum kennt, wird ihm das muratorische Fragment keine unbekante Größe sein; und allein schon dieses beweist, daß der Begriff, den der Terminus „Kanon“ ausdrückt, viel älter ist als der Terminus selbst. Schon der — unechte — zweite Petrusbrief (3, 16) kennt den Begriff eines neutestamentlichen Kanon. Der Begriff des Kanon und die Zugehörigkeit der vier Evangelien und der Paulinen zu diesem Ganzen der normativen Schriften des Neuen Testaments stand längst fest, ehe in Bezug auf die sogenannten „katholischen“ Briefe, den Hebräerbrief und die Apokalypse die „Schwankungen“ darüber aufhörten, ob auch sie zum Kanon gehörten oder nicht. Das Alter des Termins „Kanon“ ist für die Frage nach dem Alter der Kanonizität der Evangelien eben so gleichgiltig wie das Alter des Termins „Organon“ für die Frage, welche Schriften ursprünglich zu dem Ganzen der logischen Schriften des Aristoteles gehörten.

3. Das Zweite, was Herr Dr. Friedmann an wissenschaftlichem Detail geltend macht, bezieht sich auf die Disposition der Kirchengeschichte. Hier ist auch nach Herrn Dr. Friedmanns Urtheil meine Position günstig; denn er giebt zu, man könne Haedels Betrachtung einseitig nennen, ja, sogar an der Wichtig-

keit ihrer Voraussetzungen zweifeln. Doch meine Position ist noch günstiger, als Herr Dr. Friedmann gelten läßt. Nicht den Einschnitt um 300 habe ich angegriffen; denn den mache ich auch, wie Herr Dr. Friedmann aus meinen lediglich der Frage der Disposition des kirchengeschichtlichen Stoffes dienenden „Grundlinien der Kirchengeschichte“ (Halle 1901) hätte ersehen können. Angegriffen habe ich, daß die Zeit bis 300 als die Zeit des „Urchristenthums“ bezeichnet ist und daß die beiden Jahrhunderte der alten Reichskirche, die dem dritten folgten, von der Geschichte der alten Kirche getrennt und der Geschichte des „Papismus“ zugewiesen sind. In der alten Kirche wird die Reichskirche, die Papstkirche bildete sich erst nach ihrem Zusammenbruch. Ganz verunglückt ist endlich Herrn Dr. Friedmanns Versuch, mit einem Hinweis auf das Lehrbuch der Kirchengeschichte von Kurp es zu rechtfertigen, daß Haefel die Zeit der Reformation bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts reichen läßt. Denn Kurp hat für die Kirchengeschichte seit 1517 lediglich die Centurian-Disposition: Erster Abschnitt: Kirchengeschichte des sechzehnten Jahrhunderts, zweiter Abschnitt: Kirchengeschichte des siebzehnten, dritter des achtzehnten, vierter des neunzehnten Jahrhunderts. Daß er den ganzen Zeitraum unter den Titel stellt: „Entwicklungsgeschichte der Kirche in ihrer Bestimmtheit durch die Reformation“, heißt doch nicht, „die Zeit der Reformation“ bis 1900 ausdehnen. Uebrigens muß es den Unterrichteten seltsam berühren, daß der verstorbene Kurp als Typus der wissenschaftlichen Kirchengeschichte wie eine Autorität gerade in Fragen der Disposition und gerade mir gegenüber aufgerufen wird. (Man vergleiche dazu Von Schubert, Die heutige Auffassung und Behandlung der Kirchengeschichte 1902, S. 26 f. und Theol. Literaturzeitung 1903, Sp. 171.)

4. Das Dritte, das Herr Dr. Friedmann kritisiert, ist mein Urtheil über Haefels Satz: „Im Uebrigen waren die Urchristen der ersten Jahrhunderte zum größten Theil reine Kommunisten, zum Theil Sozialdemokraten, die nach den heute in Deutschland herrschenden Grundsätzen mit Feuer und Schwert hätten vertilgt werden müssen.“ Hier habe ichs leicht, Herrn Dr. Friedmann zu überführen, daß er nicht bewiesen hat, was er beweisen wollte. Denn er schließt seine Ausführungen mit den Worten: „Holzmann spricht von einer ‚sozialistischen Zeitströmung, für deren Vorhandensein gerade die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung gleichmäßig heidnische wie christliche Zeugnisse in Fülle darbieten‘. Und an einer anderen Stelle seiner ‚Neutestamentlichen Theologie‘ sagt er in Beziehung auf unseren Gegenstand: ‚Hier haben wir urbildlich Alles, was dann im Lauf der Kirchengeschichte einzelne kommunistische Sekten, ja, was die Sozialdemokratie des neunzehnten Jahrhunderts anstrebt.‘ Was zu beweisen war. Ich will abwarten, ob Voofs auch Holzmann und die Anderen für ‚Theoren‘ erklären wird.“ H. J. Holzmanns Neutestamentliche Theologie ist also für Herrn Dr. Friedmann Autorität. Dann genügt es, erstens Herrn Dr. Friedmann darauf hinzuweisen, daß der zweite von ihm angeführte Satz Holzmanns („Hier haben wir urbildlich u. s. w.“) sich nicht auf die Urchristen, sondern auf die Essäer bezieht, und zweitens die ganze Erörterung über die sozialen Verhältnisse im Urchristenthum zu citiren, der die von Herrn Dr. Friedmann an erster Stelle mitgetheilten Worte Holzmanns entstammen. Holzmann sagt: „Unter diesen Forderungen konnte für ein Gemeindeglied die Vergleichgiltigung

des Trachtens nach Erwerb und Besitz leicht von besonderer Tragweite werden. Als erkennbarste Nachwirkung davon wäre zu verzeichnen, was Akta 2, 44 und 4 32 über die in Jerusalem eingeführte Gütergemeinschaft erzählt ist, wenn wir nämlich die fraglichen Berichte buchstäblich verstehen müßten. Auffällig bliebe Das freilich im höchsten Maße, wenn doch, trotz dem tonangebenden Ansehen der Kirche, in Jerusalem keine andere Gemeinde es sich hätte angelegen sein lassen, das dort aufgestellte sozialistische Ideal zu verwirklichen. Finden wir doch schon in der ältesten Zeit Privateigenthum in judenchristlichen Gemeinden wie Joppe (9, 36), in heidenschristlichen wie Antiochia (11, 29) und andernorts. Längst schon hat man aus 5, 4 (Ananias hätte seinen Acker oder den ganzen daraus gelösten Betrag ruhig behalten können) und 12, 12 (die Mutter des Johannes Markus hat ein Haus in Jerusalem) geschlossen, daß jene Gütergemeinschaft, wenn und so weit sie überhaupt der Geschichte angehört, mindestens nicht als gesetzliche Einrichtung gegolten haben und Dem gemäß streng oder gar zwangsweise durchgeführt sein konnte. Die Ananiasgeschichte: schließt selbst eine nur moralische Nöthigung aus. Einfach zu streichen ist die berühmte Schilderung aber deshalb keineswegs. Ihr liegt die geschichtliche und sachliche Wahrheit zu Grunde, daß das Christenthum in das Dasein getreten ist nicht als eine neue Schule . . ., wohl aber als eine neue Gesellschaft innerhalb der alten, als eine Genossenschaft, deren Mitglieder sich gegenseitig zu weitgehendsten Verpflichtungen verbunden fühlten. Scheint doch eine gewisse Gemeinsamkeit des Besitzes schon in Jesu Jüngerkreise und nächstem Anhange gewaltet zu haben. Wohlhabende Frauen füllen die gemeinsame Kasse (Lc. 8, 3), welche Judas verwaltet (Joh. 12, 6; 13, 29). Dann aber ist es bei der Stärke des Gemeinschaftsgefühles und der sozialen Strebeziele, welche den urchristlich-n Bruderbund auszeichnen, begreiflich genug, wenn im Drang der Begeisterung und vor Allem auch in Erwartung sowohl des nahen Endes des ganzen Weltalters wie auch der Errichtung des Himmelreiches und einer damit verbundenen Umkehr aller gesellschaftlichen Verhältnisse schon jetzt Biele ihr Hab und Gut der Gemeinschaft zur Verfügung stellten oder an die Armen verschenkten (2, 45; 4, 34, 35). Einer der Ersten, der so that, war, wie eine ohne Zweifel wichtige Ueberlieferung berichtet, der später so bekannt gewordene Barnabas (4, 36, 37). Aber als charakteristisches Merkzeichen des Christenthumes kann Gütergemeinschaft auch nicht einmal in der jerusalemischen Urkirche bestanden haben, sondern, was so heißt, beläuft sich in Wirklichkeit auf die „tägliche Dienstleistung“ (6, 1), d. h. auf regelmäßige Unterstützung der Dürftigen, in deren Vollzug man nach Akta 4, 34 („Es war auch Keiner unter ihnen, der Mangel hatte“) die Forderung 5. Mos. 15, 4 („Es soll kein Bettler unter Euch sein“) erfüllt sehen konnte, sowie auch Paulus 2 Kor. 8, 15 in seiner „Ausgleichung“ das Wort 2. Mos. 16, 17, 18 erfüllt sah: „Die Kinder Israel sammelten, der Eine viel, der Andere wenig, aber da man es mit dem Sommer maß, so hatte nicht mehr, der viel gesammelt hatte, und nicht weniger, der wenig gesammelt hatte“. Während aber der apostolische Galatienapostel Lukas bei dem Ideal „kein Armer, kein Bettler“ anlangt, erhebt Paulus, entsprechend seinen gesünderen Begriffen vom Eigenthum, vielmehr die Forderung: „Es soll kein Fauler unter Euch gefunden werden“ (f. Eb. II, S. 157). Vollends zweifellos wird die Sache, wenn wir hier die später zu machende Beobachtung vorwegnehmen, daß

der selbe Schriftsteller, welcher in der Apostelgeschichte eine die Wirklichkeit überbietende, also idealisirende Beleuchtung der für ihn mustergiltigen Gemeindegestaltung in Jerusalem bringt und die Gütergemeinschaft als die Gott wohlgefälligere Lebensweise aufstellt, in unserem dritten Evangelium gerade bezüglich der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fragen eine eigene, den geschichtlichen Thatbestand genau in der gleichen Richtung überbietende Stellung eingenommen hat. So durchweg steht er unter dem Einfluß einer sozialistischen Zeitströmung, für deren Vorhandensein gerade die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung gleichmäßig heidnische wie christliche Zeugnisse in Fülle darbieten (siehe dazu S. 108 [nämlich die Stelle über die Essäer]). Im Christenthum war eine wirkliche, vereinsgefeßlich durchgeführte Gütergemeinschaft schon deshalb unmöglich, weil es die Ehe hochhielt und um Vater und Mutter die Kinder sich scharen lieb. Hier aber liegt der wirksamste Grund für die Unentworfbarkeit des Privatbesitzes. Mögen noch so viele altchristliche Schriftsteller den Grundsatz aufstellen: „Nichts sollst Du Dein Eigen nennen“ (Matth. 19, 21; Barn. 19, 8; Justin Apol. 1, 14, 61; Tertull. Apol. 39; Constit. Apost. 7, 12): Kommunisten sind sie nicht; denn sie verteidigen gleichzeitig Ehe und Familie.“ Diese Ausführungen passen zu dem von mir Behaupteten aufs Beste; ich kann sie mir völlig aneignen. Herrn Dr. Friedmanns säuberliche Art, zu citiren, beleuchtet zugleich sehr scharf seine Zuständigkeit, hier mitzureden: die Citate aus Holzmann stammen nicht direkt aus Holzmanns Buch, sondern sind aus einem anderen Buche übernommen. Daher verwechselt er auch unmittelbar vor den Sähen, von denen ich ausging, D. J. Holzmann mit Oskar Holzmann (vgl. D. J. Holzmann, Neutest. Theol. 1, 388 Anm. 2). Aber auch Oskar Holzmann, der die Geschicklichkeit von Acta 2, 44 gegen D. J. Holzmann u. a. verteidigt hat, kann Herrn Dr. Friedmann nicht retten: denn O. Holzmann schließt seine Abhandlung mit den Worten: „Die erste Gemeinde zu Jerusalem hatte also allerdings Gütergemeinschaft. Aber diese bestand nur in gemeinsamem Verbrauch, nicht in irgendwelcher Erwerbsgenossenschaft. Sie ruhte überhaupt nicht auf einem wirtschaftlichen Ideal, sondern auf der religiösen Erwartung der baldigen Umgestaltung der Welt . . . Heutige kommunistische oder gar sozialistische Anschauungen lassen sich also schon deshalb mit der Gütergemeinschaft in Jerusalem nicht vergleichen, weil diese von vorn herein nur auf eine kürzeste Frist berechnet war.“

5. Viertens tritt Herr Dr. Friedmann als Verteidiger des Sapas auf, den Haefel drucken ließ: „Die aufgeklärte Theologie der Neuzeit konstruirt daher theilweise ihr ideales Christenthum mehr auf Grund der Paulusbriefe als der Evangelien, so daß man es geradezu als Paulinismus bezeichnet hat“. Wenn Herr Dr. Friedmann meine gegen diesen Satz gerichteten Bemerkungen widerlegen wollte, so wäre es seine Pflicht gewesen, erstens einige aufgeklärte Theologen der Neuzeit zu nennen, die ihr Christenthum mehr auf Grund der Paulusbriefe als der Evangelien konstruiren, und zweitens nachzuweisen, wo man die aufgeklärte Theologie der Neuzeit Paulinismus genannt hat. Reflexionen, aus denen kein Sachverständiger herauserkennen kann, daß Herr Dr. Friedmann über die Geschichte der Theologie des neunzehnten Jahrhunderts Bescheid weiß, thuns hier nicht. Und Unrecht ist es, wenn Herr Dr. Friedmann, weil er meine knappe Argumentation nicht verstanden hat, mir eine „Entstellung“ der Behauptung

Haeckels vorwirft. Ich habe ja Haeckels Aeußerung vorher wörtlich citirt; das Taschenspielerkunststück, sie vier Zeilen später zu „entstellen“, würde ich mir nie gestattet und meinen Lesern nicht vorzumachen gewagt haben. Wenn ich in meine Gegenbemerkung („Der Rückgang auf die Jesuworte der synoptischen Evangelien und die gleichzeitige Abweisung der paulinischen „Dogmatik“ charakterisirt die Tendenz der liberalen Theologie der Gegenwart“) den Begriff der paulinischen „Dogmatik“ eingeführt habe, so ist Das geschehen, um darauf hinzuweisen, daß „die aufgeklärte Theologie der Neuzeit“ — ich sagte: „die liberale Theologie der Gegenwart“ ohne jede Absicht — in Paulus den weit vom „Christenthum Christi“ abstehenden ersten „Dogmatiker“ sieht. Wie wenig Herr Dr. Friedmann diese interlineare Argumentation verstanden hat, zeigt er dadurch, daß er gegen mich einen Satz Wernles citirt („Man könnte beinahe eine Dogmengeschichte schreiben unter dem Titel ‚Geschichte der paulinischen Theologie‘; alle, aber auch alle Probleme der späteren Zeit sind bei ihm schon vorhanden und von Pauli Ideen hat die ganze Theologie zu zehren nicht aufgehört“), der in Wernles Sinn nur dann richtig verstanden wird, wenn man weiß, daß auch Wernle zu den aufgeklärten Theologen der Neuzeit gehört, die durch den „Rückgang auf die Jesuworte der synoptischen Evangelien und die gleichzeitige Abweisung der paulinischen „Dogmatik““ charakterisirt sind. (S. Wernle: Anfänge unserer Religion 1901 S. 219 f.: „Die ganze Zukunftsgeschichte des Evangeliums [nach Paulus] ist bestimmt durch die Form, die Paulus ihm gab. Darin liegt sein Werth oder Unwerth, daß er der größte Vermittler des Evangeliums wurde und als solcher vielfach seine Stelle einnahm“ und S. 219: „Heute ist es unsere Aufgabe, die Eigenart der Frömmigkeit Jesu als Mahnwort an unsere Zeit wieder in den Vordergrund zu rücken“ und Borrede p. VI: „Zur Treue gegen das christliche Gewissen gehört die scharfe und klare Kritik alles Dessen, was ihm widerspricht, einerlei, ob Paulus oder Johannes es verkünden, also die praktische Handhabung des Evangeliums als des Maßstabes für Alles, was in der Geschichte sich damit verband“). Wenn übrigens Herr Dr. Friedmann Herrn Professor Wernle ein gesünderes Urtheil zutraut als mir, so bitte ich ihn, daß er Haeckels Satz und meine Kritik dieses Satzes dem Urtheil des Herrn Professor Wernle unterbreitet; Wernle wird ohne alle Voreingenommenheit für mich urtheilen, denn wir wissen von einander, daß wir theologisch vielfach nicht zusammenstimmen.

6. Fünftens rechtfertigt Herr Dr. Friedmann Herrn Professor Haeckel gegen den Vorwurf, daß „er bei seiner Untersuchung von Wissenschaft und Christenthum sich nicht der offiziellen Theologie anvertraut“ habe. Den Vorwurf habe ich so nicht ausgesprochen. Ich habe nur oft Haeckel gegenüber auf die wissenschaftlich-theologische Arbeit hingewiesen und habe die „offiziellen Theologen“ gegen den Vorwurf vertheidigt, sie hätten „sorgfältig“ die Panthra-Geschichte verschwiegen. Die ausdrückliche Klage darüber, daß Professor Haeckel sich nicht von seinen theologischen Kollegen habe berathen lassen, rührt von Adolf Harnack her; ich habe sie mir nur citirend angeeignet. Weshalb sagt Herr Dr. Friedmann Das nicht? Scheute er sich, Adolf Harnack eben so von oben herab zu behandeln wie mich? Das fände ich sehr berechtigt. Aber dann bleibt Harnacks Urtheil über die „träbsälligen Machwerke“, die das Jahr 1899 gebracht habe (Haeckels „Welt-räthsel“ und Thuidiums „Kirchliche Fälschungen“), bestehen, auch wenn der

kleinere Västerer klein genug wäre, um durch Herrn Dr. Friedmann seines wissenschaftlichen Kredites beraubt werden zu können. In der Sache muß ich hier Herrn Dr. Friedmann leider in einem gewissen Grade Recht geben: die Uneinigkeit der wissenschaftlich arbeitenden Theologie in einer Reihe biblisch-kritischer Fragen — Herr Dr. Friedmann weist mit Recht auf die Pentateuchkritik hin — macht es dem Laien schwer, von ihr zu lernen. Die Uneinigkeit schließt freilich nicht aus, daß sehr wichtige Erkenntnisse doch schon gesichert sind; auch ist sie keine Spezialeigentümlichkeit der wissenschaftlichen Theologie: man denke nur an die Homer-Kritik. Dennoch hätte es Niemand Herrn Professor Haedel verdenken können, wenn er dem Christenthum gegenüber sich ablehnend verhalten hätte, ohne auf theologische und kirchengeschichtliche Fragen einzugehen. Das nur ist Haedel verdacht, Das habe ich ihm vorgeworfen, daß er unter Absehen von der wissenschaftlich theologischen Arbeit der Gegenwart, ja, in Unwissenheit über Dinge, die ein unterrichteter Laie weiß, theils dunklen Reminiscenzen an die theologische Arbeit einer vergangenen wissenschaftlichen Schule, theils und vornehmlich den Behauptungen eines unwissenschaftlichen Pamphletes (dem Salabins) gefolgt ist.

7. Dies, die Benennung Salabins, versucht Herr Dr. Friedmann zu rechtfertigen oder wenigstens zu entschuldigen. Ich will die Frage nach dem Werth des Buches von Saladin hier nicht wieder aufnehmen. Ich glaube, mein Urtheil ausführlich genug begründet zu haben, und bin dadurch nicht widerlegt, daß Herr Dr. Friedmann, „herbe und starke Stellen“ in dem Buche zugehend, a) „mir das Vergnügen gönnt“ (Das heißt: mir das sittliche Recht bestreitet), „mich an den Druckfehlern des Buches und der deutschen Uebersetzung zu reiben“, b) in Bezug auf einen Grundgedanken Salabins meinem „Tadel eine gewisse Berechtigung“ zugesteht, c) dafür, daß alles Andere an meiner Kritik „Unwahrheit oder ehtliche Unwissenheit“ sei, je ein Beispiel bringt, d) zwei englische Urtheile citirt, die von dem meinen zum Theil abweichen, und endlich e) ein Citat bietet, das beweisen soll, wie völlig ich den „echten Gottsucher“ verkannt habe, der in dem Buche spricht. Denn (ad a) das Aufstehen der von ärgster Unwissenheit des Uebersetzers Salabins zeugenden Fehler war für mich kein müßiges Privatplaisir: es sollte darthun, daß Haedel schon an diesen äußerlichen Dingen hätte merken können, daß ihm dies Buch durch einen Vermittler (den Uebersetzer) in die Hand gegeben war, dessen Bildung stutzig machen mußte. „Unwahrheit“ (ad c1) soll sein, daß die Inspirationlehre, gegen die „Saladin“ (Das ist: Steward Hoß) sich lehrt, „vor zweihundert Jahren die offizielle Schätzung der Bibel war, heute aber selbst von den konservativsten Theologen nicht mehr festgehalten wird“. Den Schein eines Beweises für diese Anklage erreicht aber Herr Dr. Friedmann nur dadurch, daß er eine Inspirationlehre irgendwelcher Art noch bei modernen Theologen konstatirt. Ich aber hatte ganz beiläufig gesagt, Saladin bringe „eine Reihe von Argumenten gegen diejenige Schätzung der Bibel, die vor zweihundert Jahren die offizielle war, heute aber“ u. s. w. Bewiß: Das ging auf die Inspirationlehre des siebenzehnten Jahrhunderts. Aber die Inspirationlehre jener Zeit war etwas völlig Anderes als die derjenigen neueren Theologen, die den Ausdruck fortführen zu müssen meinen. Selbst Philippi, der übrigens seit einundzwanzig Jahren tot ist, vertritt nicht mehr ganz die orthodoxe Inspirationlehre, geschweige denn einer der sonst von Herrn Dr. Fried-

mann Genannten. So viel von der „Unwahrheit“. Und die ehrliche Unwissenheit, „so weit die hebräische Sprache und ihre Entwicklung in Betracht fällt“? Herr Dr. Friedmann verschreibt sechzehn Zeilen lediglich um des Ausrufungszeichens willen, mit dem ich Salabins Meinung kritisiert habe, Hebräisch sei zu Estraz Zeit eine tote Sprache gewesen. Kein Wörtlein habe ich über diese auch nach Herrn Dr. Friedmanns Ausführungen irrige Annahme verloren; diese Sache muß also für meine Kritik sehr unwesentlich sein. Wo sind die anderen Proben ehrlicher Unwissenheit? Ich bin nicht so unvorsichtig gewesen, mich auf dem Gebiete der hebräischen Schrift- und Sprachgeschichte, auf dem ich Laie bin, an schlechte Bücher zu halten; ich habe auch sachverständige Berathung mir verschafft. Auch gegenüber wirklich sachlicher Kritik wird mir die Hilfe von Freunden nicht fehlen, deren hebräische Kenntnisse besser sein dürften als die des Herrn Dr. Friedmann. Daher bitte ich, wenn man mich nicht ungehoren lassen will, um Nachweisung der angeblichen Fehler. Die englischen Citate (ad d) beweisen zunächst nichts für Salabin, so lange man nicht weiß, wer die Urtheilenden sind; Gesinnungsgenossen haben die meisten Menschen. Wer der Rev. Woffendale ist, von dem die Anerkennung herrührt, daß Roß (Salabin) „der einzige Mann von wahrhaftem Genie sei, den das moderne Freidenkertthum jemals produziert habe, ein echter Poet, ein Mann von feinsinniger Empfindung (of fine sympathies), ein redegewaltiger (shlusingh —: Das ist nicht nur Lob), brillanter Schriftsteller“, und ob dies Urtheil älter oder jünger ist als Salabins in Frage stehendes Buch: Das wird auch Herr Dr. Friedmann zunächst nicht wissen. Denn dies Wort des Rev. Woffendale steht unter den Anerkennungen, die dem Buch vorgebracht sind. Dort wird es Herr Dr. Friedmann aufgelesen haben. Watts „Literary Guide“ kenne ich nicht; jedenfalls ist das Citat des Herrn Dr. Friedmann unvollständig: dem „Yes“ u. s. w. muß Anderes vorausgegangen sein. Wenn Dergleichen entscheiden könnte, würde ich mich bei englischen Freunden über Watt und Woffendale erkundigen. Doch auch Herr Dr. Friedmann wird sein eigenes Urtheil wichtiger sein. Daß dieses (ad e) ein Recht habe, günstiger zu sein als meins, beweist Herr Dr. Friedmann mit einem Citat, aus dem hervorgehen soll, daß Roß „ein echter Gottsucher sei, der Gott suche auf den engen und graden Pfaden der Wissenschaft — ist Das wirklich im Ernst Herrn Dr. Friedmanns Meinung? — und in den Schluchten und Wildnissen seines geprüften Herzens“. Ich will nicht für unmöglich erklären, daß hinter den Gotteslästerungen des Buches ein geprüftes, zerrissenes und lechztlich suchendes Herz stehen kann. Salabins Aufrichtigkeit habe ich nie bezweifelt; und er wäre nicht der Erste, der im Herzen besser ist, als sein Buch vermuthen läßt. Aber nicht um sein Herz, sondern um sein Buch handelt sich. Und über dieses anders zu urtheilen, als ich es gethan habe, giebt auch der unklar-rhetorische Schluß des Buches, aus dem Herr Dr. Friedmann nur einzelne Satztheile anführt, ohne seine Auslassungen anzudeuten, meines Erachtens keinen Grund. Ausgelassen hat Herr Dr. Friedmann unter vielen anderen die Sätze: „Wenn Du mich dafür, daß ich nach bestem Wissen und Gewissen mein Bestes thue, zur Hölle senden willst, so bist Du ein erbärmlicheres und niedrigeres Wesen, als ich selbst bin, und daher hätte ich Dich nicht zu fürchten. Mag ich vor Dich hintreten, wann es auch sei, — ich werde stets nur in meiner aufrichtigen, wenn auch vielleicht irrigen Ueberzeugung vor Dir er-

schnein. Verdamme mich dann zur Hölle, aber — auf Deine Gefahr! Thust Du Dies, so werde ich an Deinem Urtheil erkennen, daß ich größer und stärker und weitherziger bin als Du. Und im Geiste der Besten meines Geschlechtes, im Geiste der heroischen Lebenden und der gewaltigen Toten, die uns noch aus ihren Gräbern regiren, werde ich den Himmel und nichts als den Himmel um mich herum schaffen. Ich werde das Böse verderben lassen und das Gute ewig-unzerstörbar machen; ich werde alle Sterne am Himmel zwingen, daß sie einstimmen in das Hohelied der Glückseligkeit, in den Lobgesang der Liebe!" Eines Irrthumes, den ich mir Saladin gegenüber zu Schulden kommen ließ, will ich mich selbst zeihen. Herr Dr. Friedmann wird ihn für entschuldbar halten müssen, da er ihn selbst nicht bemerkt hat. Ich habe von Saladin gesagt: „Er citirt gelegentlich ein Wort von Tyndall (Tindal), einem der bedeutendsten englischen Freiendenker des achtzehnten Jahrhunderts († 1793).“ Der Satz kann ohne Schaden für das Ganze wegfallen; es ist also nicht schlimm, daß er irrig ist. Aber er ist irrig. Das Citat Saladins stammt, wie das englische Original mich hätte lehren können, wenn ichs an dieser Stelle eingesehen hätte, aus einer berühmten Rede, die der englische Physiker John Tyndall († 1893) im Jahre 1874 in Belfast gehalten hat. Ich verziichte diese Flüchtigkeit um so lieber, weil es mir eine Freude gewesen ist, vor etwa Jahresfrist Tyndalls „Fragmente aus den Naturwissenschaften“ kennen zu lernen, die diese Rede enthalten. Einem so auftretenden Naturforscher verdanke ich nicht, daß er kein Christ sein wollte; und — Dies gegen den Eingang der Kritik des Herrn Dr. Friedmann — dem Darwinismus als zoologischer „Entwicklungstheorie „im Namen des Glaubens“, hier also im Namen der altisraelitischen (oder babylonischen) Traditionen entgegenzutreten, würde mir eben so wenig einfallen wie eine religiöse, hier also pseudoreligiöse Bestreitung der Kant-Laplace'schen Theorie über die Entstehung unseres Sonnensystems oder der großen Entdeckung Robert Mayer's.

8. Ueber die prinzipielle Frage, ob ich als Christ überhaupt im Namen der Wissenschaft reden könne, und über die persönliche Frage, ob ich ein „per-verses“ oder ein normales wissenschaftliches Gewissen habe, gedenke ich mit Herrn Dr. Friedmann nicht zu debattiren. Nur Dreierlei bemerke ich. Erstens: Wenn Herr Dr. Friedmann sagt: „Es war demnach keine „mehrlache Verschiebung des Streitpunktes“, sondern eine folgerichtige Antwort, als Haedel in seiner „Erklärung“ bemerkte, sein Standpunkt sei von dem des Gegners im tiefsten Grunde verschieden, Loofs sei noch in dem naiven Wunderglauben des Mittelalters befangen [und nehme insbesondere für die Erzeugung Christi einen übernatürlichen Vorgang an, „die Ueberschattung durch den Heiligen Geist“], eine Erdtetterung könne daher zu keiner Verständigung führen,“ so hat er klug gethan, die in Klammern von mir eingefügten Worte der Erklärung Haedels wegzulassen; denn sie beweisen, daß Haedel nicht auf dem von Herrn Dr. Friedmann abgesteckten Umwege, sondern durch Fortrennung oder Entstellung der Position, die ich ihm gegenüber verfocht, zu seiner Behauptung über meinen Standpunkt gekommen ist. Zweitens: Wenn ich in einem Vortrage vor hallischen Studenten, denen ich die Nothwendigkeit geschichtlicher Kritik der Heiligen Schrift nicht erst zu beweisen brauchte, gesagt habe: „Spräche ich vor Solchen, bei denen ich nicht voraussetzen könnte, daß sie von der Berechtigung geschichtlicher Kritik auch

gegenüber der Heiligen Schrift überzeugt seien, so würde ich anders reden, als ich es hier thun darf und thun muß“, so kann nur eingewurzeltcs Mißtrauen gegen den Theologen es entschuldigen, wenn Herr Dr. Friedmann darin ein Eingeständniß der Doppelzüngigkeit, der Hinterhältigkeit oder eines ähnlichen Bösen findet, das er nur andeutet. Kein Verständiger redet da, wo er seinen Voraussetzungen erst noch Anerkennung verschaffen muß, eben so (eodem modo), wie da, wo Dies unnöthig ist. Daß der Satz nur so zu verstehen ist, zeigt der ganze Zusammenhang. Wahrhaftigkeit ist mir die primitivste und unumgänglichste Pflicht jedes Menschen, der auf Achtung Anspruch machen will; und Mangel an Wahrschastigkeit ist ein Vorwurf, den ich von keinem Unvoreingenommenen fürchte. Ich habe wissenschaftliche Monographien, Lehrbücher, viele Artikel in der Realencyklopädie, Vorträge und Predigten publizirt, — sehr verschiedenartige Sachen: daß ich nicht immer in der gleichen Art geredet und geschrieben habe, ist selbstverständlich; aber daß ich je „die Sprache benutzte hätte, um meine Gedanken zu verbergen“, je der Sache nach anders geredet hätte, als ich denke, wird mir trotz diesem sehr verschiedenartigen Urtheilsmaterial Niemand nachweisen können. Endlich drittens: Leopold von Ranke hat zum OSTERGlauben der Christenheit ähnlich gestanden wie ich. Gehörte er deshalb dahin, „wo Wissenschaft nur noch ein leerer Schall ist“? Herr Dr. Friedmann citirt einen Satz aus meinem Vortrage über die Auferstehungsberichte. Auf der selben Seite des Vortrages hätte er finden können, daß ich das Gebiet des historischen Wissens und das des Glaubens scharf unterscheidc. „Die Gebiete des religiösen Glaubens und des historischen Wissens stehen,“ sagte Ranke, „nicht im Gegensatz zu einander, sind aber ihrer Natur nach getrennt.“ Ich denke längst eben so; und daß ich trotz meiner durchaus altmodischen Stellung zur Person Jesu mit der Bereitwilligkeit, traditionelle Vorstellungen da aufzugeben, wo das Gegentheil sich mir als historisch erkennbar ergiebt, nicht spiele, hat auch mein Anti-Haedel gezeigt.

Weshalb der einen so „unerhörten Angriff“ brachte, dafür brauchen die psychologischen Gründe nicht erst mühsam konstruirt zu werden. Meine Brochure selbst redet, besonders am Schluß der dritten und vierten Auflage, deutlich genug darüber. Wer den Ton der Polemik Haedels gegen das Christenthum hinnimmt, hat wahrlich kein Recht, mir „den Zorn der freien Rede“ zu verdenken; und Alle, denen der Ton Haedels anstößig gewesen ist, werden mir zugeben, daß ich in „Wahnehmung berechtigter Interessen“ schrieb. Dem kann ich nicht widersprechen, was Professor F. Baumann in Göttingen, so viel ich weiß, der einzige akademische Lehrer, der sich Haedels in gewisser Weise gegen mich angenommen hat, mir gegenüber sagte (Haedels Weltrüthsel, Leipzig 1900 S. 67 ff.): daß Haedel, wenn er die moderne wissenschaftliche Theologie gekannt hätte, mit deren Hilfe eben so gut, ja, vielleicht besser, seine Ablehnung des christlichen Supranaturalismus hätte begründen können als mit seinen schlechten Gewährsmännern, daß ich also — Das ist implicito damit gesagt — für die Wahrheit des historischen Christenthumes gegen Haedel nichts bewiesen hätte. Das muß ich zugeben. Denn ich habe über Glaubensfragen absichtlich nicht gesprochen. Ich wollte eben nur diese Art der Polemik zurückweisen. Aber ich hoffe, es wird trotz Herrn Dr. Friedmann dabei bleiben, daß auch die dem Christenthum fern stehenden ernstcn Gelehrten, wie Herr Professor Baumann, trotz ihrem anderen Standpunkt meiner Kritik in

den Grenzen, die sie sich selbst gezogen hat, Recht geben. Die Unwahrheit mit Gewalt unterdrücken zu wollen, ist thöricht und ein schweres Unrecht gegen Alle, die sie in subjektiver Wahrhaftigkeit für Wahrheit halten; aber die verlegend auf-tretende Unwahrheit schweigend zu dulden, sanft wegzurücken, wenn sie sich breit macht, ist bisher nicht Christenpflicht gewesen und solls auch nicht werden.

Dalle.

Professor Dr. Friedrich Voofs.

Herr Dr. Friedmann antwortet darauf:

1. Ich bin keiner einzigen prinzipiellen Erörterung ausgewichen. Von wissenschaftlichen Einzelheiten wären allerdings noch manche erwähnenswerth gewesen; und ich hätte noch manche erwähnt, wenn ich mehr Raum zur Verfügung gehabt hätte.

2. Wie aus den Einleitungsworten meines Aufsatzes ersichtlich ist, habe ich selbst die Frage meiner Zuständigkeit nicht unterdrückt. Obwohl meine Beziehung zur historischen Arbeit nicht ganz locker ist, liegt doch meine eigenste Thätigkeit auf einem anderen wissenschaftlichen Gebiet. Und ich bin gegen Grenz-überschreitungen empfindlich. Der Dilettantismus hemmt den methodischen Fortschritt. Daher nehme ich auf solchen Gebieten kein anderes Recht in Anspruch als das der Kritik nach vorgängiger gewissenhafter Orientirung. Die Vorwürfe gegen meine gewissenhafte kritische Arbeit weise ich aber sehr entschieden zurück. Hefeles Konziliengeschichte und Harnacks Dogmengeschichte, auf die Bernoulli sich stützt, sind mir bekannt; Bernoulli ließ ich als einwandfreien Zeugen nur über den äußeren Verlauf des Konzils sprechen; für die Kette meiner Argumentation in Sachen des Kanon ist auch nicht ein Glied seiner Schrift entnommen. Nicht säuberlich und nicht aus erster Quelle zu citiren, entspricht auch nicht meinen wissenschaftlichen Gepflogenheiten. Wer D. J. Holzmann und meinen Aufsatz aufmerksam vergleicht, wird die apodiktische Behauptung des Herrn Professors Voofs, ich hätte die Stelle einem anderen Buch entnommen, sofort als unwahr erkennen: so klar ist die — vielleicht zu weit gehende — Anlehnung. Die Urtheile über Roß habe ich durchaus nicht „aufgelesen“: Roß selbst war so freundlich, sie mir auf meine Bitte zur Verfügung zu stellen. Und um den Werth eines bekannten günstigen Urtheiles Robert Green Ingersolls zu erkunden, habe ich über diesen Autor Allibones Dictionary of English Literature and British and American authors befragt. Statt mich ohne Grund wissenschaftlicher Ungenauigkeit zu zeihen — grundlos ist auch der Vorwurf, ich hätte beim Citiren Urchristen und Essäer verwechselt: setzt doch Holzmann, wie ich, beide Sekten „in Beziehung“ —, hätte Herr Professor Voofs besser gethan, meine vier anderen an diesem Punkt erhobenen Beschwerden nicht einfach totzuschweigen. Und statt mich über Dinge zu belehren, die ich auch vorher wußte, mußte er die citirten Stellen von D. J. Holzmann als Das gelten lassen, wofür sie angerufen sind: als Zeugniß für die „thörichte“ Hereinziehung des Begriffes „sozialdemokratisch.“

3. Aber um mich handelt es sich gar nicht bei dieser Auseinandersetzung.

die jetzige Haltung des Herrn Professor Voofs gewisse dankenswerthe Zugeständnisse aufzuweisen scheint, die die Behemung meines Angriffes wirksamer abwehren, als die ausdrückliche Vertheidigung des Angegriffenen es thut.

Dr. Hermann Friedmann.

Das Symbol des Lebens.

Auf dem Franzensquai in Prag, von dem man über den breiten Moldau-
strom die berühmte, über alle Beschreibung herrliche Aussicht über die
ehrwürdige Karlsbrücke und den mittelalterlichen Stadttheil „Die Kleinseite“ hin-
weg auf den mächtigen Pradschin und den Veitsdom genießt, auf diesem Quai
pflegen einander um die Dämmerstunde stets die selben Menschen zu begegnen:
Spazirgänger, die einen Tag nicht voll nehmen, wenn sie nicht einmal wenigstens
auf den Pradschin geblickt und den Veitsdom begrüßt haben. Diese Spazir-
gänger, ehrsame Bürger, Professoren der Hochschulen und auffällig viele Männer
mit wallenden Haaren und sehnsüchtigen Augen, Dichter und Künstler, beiden
Nationen angehörig, wandeln auf diesem kurzen Quai, Jahre lang, Tag vor
Tag, ohne daß sich Gelegenheit bietet, die sie persönlich nähert. Sie schauen
einander stets nur einen kurzen Augenblick an; etwas Verwandtes in ihnen
scheint sich einen Eidschlag lang zu begrüßen, während sie würdevoll und fast
ablehnend an einander vorüberwandeln. Nur, wenn sich im geliebten Bilde der
Kleinseite etwa durch eine Thurmrenovirung oder einen allzu grellen Anstrich
der Uferhäuser Etwas zum Schlimmen ändert, findet sich wohl ein Paar, das
kopfschüttelnd am Ufergitter stehen bleibt und seinen Schmerz in Worte faßt,
als wäre an ihrem gemeinsamen Besitz Etwas von vandalischen Händen zerstört
worden und als gelte es, eine Gefahr von dem kostbaren Bild abzuwenden.

Um eine der Uferbänke an der Moldau, schon hinter dem kleinen Park
um das Franzensmonument, pflegte sich allabendlich im Sommer eine Gesell-
schaft von jungen Männern zu sammeln, die sich keinen schöneren Versammlungsort
wünschen konnte als diese Bank, um ihre Kunstgespräche zu führen; junge Künstler
und Dichter. Sie mochten wohl an Renaissancefürstenthöfe, an Florenz und Ferrara
oder an die Gärten des Papstian denken, wenn sie an blauen Sommerabenden
hier zusammenkamen, um von Kunst und Kultur zu sprechen, schweigend zum
Pradschin und zum sternbesäten Himmel emporzuschauen oder träumend einem
Kieflaternschen auf der Moldau zu folgen, das seinen melancholischen Schein über
die Wellen warf; junges Volk, das seit je her vom geheimnißvollen Spiegelbilde
der Sterne im Wasser eher Antwort auf seine vielen Fragen erwartet als von
den klaren Sternen am Himmel selbst, junge Maler, die noch die Schilderung
ihrer keimenden Bildentwürfe mit großen Armbewegungen begleiten, als wäre
nur die Unendlichkeit würdig, ihre Bilder zu rahmen, und junge Dichter, die
mitten in den Alltag hinein ihre pathetischen Worte sprechen und über den hohen
Klang dieser Worte erschrecken, wenn sie der Arm der Welt daran gemahnt,
daß das Leben nüchtern und ohne Ueberschwang ist. Hier aber, auf dem Ufer
der Moldau, im Anblick der märchenhaften Stadt jenseits des Stromes, die sich,
von der Burg gekrönt, im Dämmerlicht wie eine herrliche Blüthe ihrer eigenen
Phantasie aufbaute, an dem Ufer des Stromes, der mit seinem Rauschen ihre
großen Worte milberte, fühlten sie sich nicht im Alltag. Und darum saßen sie
hier und standen am Stromgeländer viele Stunden lang und schwärmten, wie
nur je junge Leute mit warmem Herzen geschwärmt haben.

Heute war es schon spät geworden und auf der Karlsbrücke drüben hatte das Wagengeratter und das Drängen der Fußgänger längst aufgehört; die jungen Leute aber wollten sich noch immer nicht von dem schönen Bilde und von ihren Gesprächen trennen. Sie hatten wieder einmal die Burg der alten Kunst mit kühnem Handstreich genommen und auf ihren Zinnen die Flagge der neuen Kunst aufgerollt, sie hatten sich über die abscheulichen Anekdotenmaler und Mißgegendichter erregt und Einer von ihnen, Andreas, hatte das Wort „Symbol“ hingeworfen; darüber waren nun die Anderen hergefallen, um es recht von allen Seiten zu betrachten und zu erlebigen. Nur Andreas schwieg zu ihren Bemerkungen, obgleich seine gespannt dreinblickenden Augen verräthen, welchen Anteil er an dem Gespräch nahm. Er war ein Maler, aber seine Freunde hielten ihn für einen Dichter, denn er war voll großer Phantasien, voll erhabener Ideen, zu denen seine Bilder in betäubendem Gegensatz standen. Er fühlte das Zwiespältige seiner Begabung tief und schmerzlich und war nie glücklicher, als wenn er seinen Freunden seine Bilder beschreiben konnte; glaubte nie fester an sein malerisches Können als in den Augenblicken, ehe er vor die Leinwand trat, um seinen großen Entwürfen Leben im Bilde zu geben. So hatte er mit klugem Vorbedacht das Wort Symbol ausgesprochen, denn seine Seele war wieder einmal von einem großen Bilde erfüllt und es drängte ihn, darüber zu sprechen, es vor seinen Freunden zu schildern, um während des Erzählens vielleicht für seine Vorstellungen eine Form zu finden, darin sich seine Sehnsucht bannen ließe. Und er lauschte gespannt den Worten der Freunde, um jetzt, da der letzte zu dem Thema gesprochen hatte, vorzutreten und, mit dem Rücken ans Geländer gelehnt, vor den Freunden zu sprechen.

„Ich will Euch von einem neuen Bild erzählen“, begann er, „oder eigentlich von einer Idee, die mich seit einigen Tagen nicht mehr losläßt. Es soll endlich meinem Wunsch ein Bild; und ich müßte vergehen, wenn ich es nicht fassen könnte!“

Die Freunde, auf deren Gesichtern der weiße Mondenschein lag, schauten ihn ernst an; sie vermieden es, einander in die Augen zu blicken, denn sie hatten schon, ach, zu oft solche Worte aus Andreas' Munde vernommen. Sie rückten nur enger auf der Bank zusammen, die Stehenden beugten sich über die Lehne der Bank, um ihre Körper zu stützen, oder lehnten sich an die Bäume neben der Bank; und vor ihnen stand Andreas in jenem halb unbewußten Gefühl der schönen Pose, das durch die Aufmerksamkeit gespannter Blicke so leicht erzeugt wird. Er sprach erst stockend, bald aber wurden seine Worte freier und seine Begeisterung machte seine Stimme klingend und voll, so daß die Anderen mit Genuß und doch mit tiefem Mitleid seiner Erzählung lauschten, die so ganz seinem Wesen entsprach und die Grenzen seiner Begabung absteckte.

„Ich könnte einfach sagen: ich will ‚das Symbol des Lebens‘ malen; mich beschäftigt ein Frauenkörper, könnte ich etwa sagen, der sich weiß vom blauen, mit Sternen durchwirkten Himmel abhebt. Aber wenn das Bild dann fertig wäre, würdet Ihr vielleicht den Akt gut finden oder mir einzelne Fehler nachweisen, während es mir vor Allem um den Gehalt meines Bildes zu thun ist. Und deshalb will ich Euch lieber erzählen, wie ich zu meinem Bilde gekommen bin, und dann sollt Ihr mich ruhig für einige Zeit verschwinden lassen, denn

ich will mich dann einschließen und nur malen. Ich fühle es — lächelt nicht! —, diesmal fühle ich wirklich, daß ich Etwas schaffen werde. Also hört an!

Vor einigen Abenden kam ich in meine Stube und träumte, auf dem Bette sitzend, vor mich hin. Das große Drängen war in meiner Brust, der Wunsch: „Ich möchte so gern etwas Großes, etwas Echtes schaffen!“, den Ihr Alle, Maler und Dichter, kennt, die Sehnsucht nach einem Werk, darein man die ganze Seele ausgießen könnte. Ihr habt Das Alle hundertmal empfunden und jeder Künstler kennt die seltsame, sehnsüchtige Verträumtheit, in der er Welten in seiner Brust fühlt, obgleich er noch den Punkt nicht kennt, von dem aus er diese Welten bewegen könnte. Und in dieser Stimmung sagte mir eine Stimme: Male das Leben! Nicht das plumpe, täppische Leben um Dich; suche Dir das Symbol des Lebens, um es im Bilde festzuhalten! Schau, Wunder geschehen nicht mehr, an Wunder wollen die Menschen nimmer glauben; und Heiligenbilder zu malen, verbietet Dir Dein Unglaube; sie würden nicht heilig werden, weil Dir die Einfalt und Frömmigkeit fehlt. So male Etwas, woran die Welt noch glaubt, woran Du selbst glaubst, male das Leben, wie ein Heiligenbild, fülle es mit Deiner ganzen Sehnsucht, mit Deinem heißen Glauben ans Leben, auf daß es ein Heiligenbild werde, davor die Menschen anbeten können!

Ich sprang von meinem Bett auf: so klar war mir, was für einen Stoff das Heiligenbild eines Menschen unserer Zeit behandeln müsse. ‚Das Symbol des Lebens‘, sang es in mir, male das Symbol des Lebens, aber groß und überwältigend in seiner Klarheit, in seiner Güte und Unerforschlichkeit, male das Wunder des Lebens! Wie ein Rausch kam es über mich: so deutlich sah ich das Ziel unserer neuen Kunst vor Augen. Ich kniete in meinem Zimmer vor dem Fenster nieder, die Arme hoch emporgehoben gegen den Mondschein, der ins Fenster strahlte, und weinte vor Glück, daß mir endlich der große Wurf gelingen müsse.

Das Symbol des Lebens! Ich lag in dieser Nacht in einem Halbschlummer, habe den nächsten Tag Stunden lang vor mich hingeträumt und habe nur manchmal über meine Lippen, wie ein Echo meiner Seele, die Worte ‚Das Symbol des Lebens‘ huschen gefühlt. Und so bin ich Tage lang herumgegangen wie in einem Halbtraum und habe das Symbol des Lebens gesucht. Eine Flucht von Ideen und Vorstellungen jagte durch meinen Kopf; immer wieder aber ließ ich den Vorhang darüber niederfallen, denn es waren wohl Symbole, aber ich hätte unter mein Bild mit großen Lettern ‚Das Symbol des Lebens‘ schreiben müssen, damit es die Menschen verstünden. Keins der Bilder hatte die Kraft, die zu Boden zwingt oder der Seele Schwingen verleiht. Und eine unfähliche Angst erfaßte mich, daß ich das Erdlösende nicht finden würde, daß ich wieder einmal einen großen Einfall gehabt habe, ohne ihn verdichten zu können...

Aber gestern in der Nacht — ich weiß nicht, ob ich nur geträumt habe oder ob meine wahre Phantasie mirs eingab, — gestern in der Nacht, als ich mich gequält und zerwärtet aufs Lager geworfen hatte, sah ich mich auf einem weiten Felde auf der Erde knien und mit weit vorgestreckten Armen den Himmel um Erlösung ansehen; den Himmel, weil er unendlich ist und der Räthsel voll und weil auf seiner blauen Leinwand Tag und Nacht die großen Bilder der Ewigkeit sich darstellen. Zeige mir das Leben! siehe ich zum Himmel empor, gib Du mir ein Bild des Lebens, daß ich es festhalte! Und ich öffnete meine

Hände, als müßte eine gütige Hand vom Himmel her mir das ersehnte Symbol auf die Handfläche legen.

Und da, im Mondschein, als keine Antwort an mein lauschendes Ohr schallte, als ich den sehnsüchtigen Blick traurig vom Himmel niedersenkte, da sah ich auf meinen Händen aufrecht ein nacktes, feines, zierliches Mädchengebild stehen; nackt und zierlich und aufrecht stand sie auf meinen Händen, die ihren Druck gar nicht verspürten, mit geschlossenen, schlanken Beinen; und die feinen Finger bedeckten Scham und Brust. Die kleinen Hügel ihres schneeweißen, kaum erblühten Busens hoben und senkten sich bei ihren Athemzügen und ihre rothigen Knospen leuchteten zwischen den Fingern hindurch. Und ich schaute sie an, lange; erst war reine Bewunderung über das entzückende Ebenmaß dieses Mädchenkörpers in meiner Seele. Dann aber, da mein Auge sich an seiner Schönheit gesättigt hatte, stieg eine Bitterkeit in mir auf und ich schrie zum Himmel empor: Ist Das Deine Antwort auf mein Flehen? Sind Deine Antworten so schal und nichts-sagend, Deine Symbole so wohlfeil, so kindlich? Oder höhnt Du mich? Schickst Du mir dieses Symbol des Lebens, um mir meine Thunacht zu zeigen?

Ich kniete auf den Schollen der Erde, auf den vorgestreckten Händen die zierliche Mädchenform, und wrante in bitterem Groll vor mich hin. Was höhnt Du mich so, grausamer Himmel? Ich suche das Symbol des Lebens, das Symbol des ewigen Erblühens und Welkens, das Mysterium des ewigen Frühlings und Herbstes, die Schmerzen und Freuden des Seins ausgedrückt in einem Symbol: und Du reichst mir dies zierliche, niedliche Fingerringel, das nichts sagt und nichts bedeutet, das mit verwunderten Kinderaugen auf den Träumer blickt, der hinter seinen kindlichen Formen ein Ewiges, Unbedeutendes sucht. O Himmel: das Symbol des Lebens! Hörst Du mich nicht?

Dreimal rief ich den Namen des Lebens, als könnte ich damit den Himmel beschwören. Und siehe da: meine Hände wurden schwerer, und als ich ausblickte, sah ich hinter dem Schleier meiner Thränen, wie die zierliche Gestalt wuchs, wie die Formen des Mädchens reifer wurden; sah mit maßlosem Staunen ihre Hüfte sich runden, ihre Schultern breiter werden und immer stolzer den Ausdruck ihres Gesichtes. Und nun war sie schon so groß wie ich selbst und war eine herrliche Mädchenform. Ihre Hand reichte nicht mehr hin, ihren Busen zu decken, voll und rund hob die Hüfte ihrer Brust ihre Hand empor, während ihr Körper sich nach vorn neigte, um der anderen Hand beim Verdecken des Schoßes zu helfen. Und schon war sie groß und königlich, ein voll erblühtes Weib, und ich staunte sie mit andächtigem Erbeben an und straffte die Muskel meiner Arme, um sie zu erhalten. Meine Arme waren wie aus Stahl, als ob eine ungeheure Kraft von dem Weib auf meine Hände ausströme, — und doch mußten sie sich zu den Schollen senken, denn immer größer und erhabener wuchs sie im Mantel ihrer golden fluthenden Haare in die Lüfte. Ich lag ausgestreckt auf der Erde; und so überwältigend und doch so selbstverständlich schien mir das Wunder, das da eine Armweite vor mir sich ereignete, daß ich es mit ruhigen Augen ansah, wie etwas Alltägliches, und auch nicht staunte, als ihre linke Hand ihre Brust nicht mehr verdeckte, sondern die schwer gewordene stützte und als ihr Blick sich mit unsäglichlicher Liebe und Hingebung auf die dunkle Brustwarze senkte, darauf sich weih und im Mondlicht schimmernd ein Tropfen zeigte. Die Brust war zum Brunnen geworden . . .“

Und nun reckte sich der begeisterte Maler vor seinen Freunden in die Höhe, seine Augen leuchteten aus dem erregten Gesicht und er zeichnete in die silberne flimmernde Luft über dem Strom mit großen Zügen das Bild des mächtigen, erhabenen Frauenleibes, dessen Vision er hatte, er zeichnete es auf den Hintergrund der jenseits des Stromes schlafenden mittelalterlichen Stadt mit ihren Thürmen und Dächern. Ihr Haupt überragte die Burg und den Dom dort drüben. Sie reichte hoch, hoch in den Himmel.

„Die Brust des Weibes war zum Brunnen geworden,“ wiederholte er, „und Das ist das wunderbare, zu Boden drückende Symbol des Lebens, das große Wunder, das ich malen werde.“

Die jungen Künstler auf der Bank und an den Bäumen sahen ihn ergriffen an, da er nun schwieg und sich von seinem Traum ernücherte. Keiner sprach ein Wort; sie schauten nur mit schimmernden Blicken in die Mondlandschaft und vor ihren Seelen stand groß das Symbol des Lebens. Sie schwiegen und fühlten in ihren Herzen, daß der arme Freund sein Bild nicht malen könne, weil das Symbol des Lebens eben jene ewige Umwandlung der Knospe zur Frucht, der Jungfrau zum Weibe, des Busens zur Brust bedeutet, das kein Künstler je ausschöpfen kann.

Und sie gingen schweigend heim. Und nur der junge Dichter, der drüben, jenseits der Brücke, wohnte und lange von der Brücke in die Wellen des Stromes geblickt hatte, sagte still vor sich hin: „Ich hörte noch nie so fromm die Madonna preisen wie heute durch den Mund dieses ungläubigen Rebers!“ Und er ging nachdenklich und wie in einem Märchen durch die hallenden Gassen seiner Wohnung zu.

Viele, viele Jahre sind seit jenem Sommerabend verfloßen; der Strom hat sich viele, viele Male mit Eis bedeckt und hat im Frühling die Mauern seines Kerkers gebrochen, um wieder die Sterne des Himmels spiegeln zu können; die Bäume auf dem Ufer sind ehrwürdiger geworden und haben im Herbst ihre welken Blätter in den Strom geschüttet, wie Schollen ins Grab, und haben im Venz neue Knospen angelegt; und das Symbol des Lebens hat der arme Andreas nicht gemalt. Der Dichter aber, der damals auf der Brücke stand und in den Strom hinabschaute, geht immer noch Abend für Abend über den Franzensquai und sieht mit leuchtenden Augen auf das geruhige Bild jenseits des Stromes und träumt von Schönheit und Größe. Und allabendlich bleibt er an der Bank stehen, vor der damals sein inzwischen verschollener, gestrandeter Freund Andreas stand; und wenn die Sonne hinter dem Pradschin untergeht, dann sieht er das mächtige Weib in den Lüften die Burg überragen und träumt von Werden und Vergehen, von Vergehen und Werden und beugt sein Haupt und denkt an das Symbol des Lebens . . .



Selbstanzeigen.

Geschlecht und Charakter. Wilhelm Braumüller, Wien.

Ich glaube, in diesem Buch das psychologische Problem des Geschlechtsgegesetzes gelöst und eine abschließende Antwort auf die sogenannte Frauenfrage gegeben zu haben, — freilich nur, sofern sie eine Frage des verschiedenen seltischen Lebens und nicht eine Frage der sozialen und wirtschaftlichen Gestaltung ist. Es handelte sich also darin nicht um eins unter den gesellschaftlichen Massenphänomenen, sondern um das Einzelindividuum und die möglichen Formen und Zwecke seines Daseins. Zu diesem Ziel ist der Weg steiler als zu dem anderen, niedriger gelegenen, historisch-politischen; er führt durch beinahe alle psychologischen und philosophischen Probleme der Welt und des Menschen. So kommt es, daß man in dem Buch psychologische und logische Analysen auch scheinbar ferner liegender Dinge findet, wie des Unsterblichkeitsbedürfnisses, der Erosif (insbesondere in ihrer Form als Madonnaanbetung), des Judenthums und der Genialität; und auch Probleme wie Urtheil, Begriff, Gegenstand der Erkenntniß in ihrem Zusammenhang mit den obersten Grundsätzen des Denkens und dem Begriff der Wahrheit, wie die Theorie des Wertes, des Schönen, des Komischen, das Verhältniß der Kunst zur Natur, des Künstlers zum Philosophen, Phänomene wie der Zwerf, der Religionstifter, der Verbrecher, der große Imperator und Politiker, die Beziehungen der Moral zur Einsamkeit, die Psychologie der kantischen Ethik, das eigentliche Wesen von Individualismus und Altruismus, die Möglichkeit einer präzisen Fassung der christlichen Begriffe der Erbsünde und des ewigen Lebens mußten mehr oder weniger eingehend behandelt werden. Dennoch meine ich, was mir als Aufgabe vorschwebte, geleistet zu haben: eine völlig phrasenreine, bis zum letzten Ende menschlichen Wissens geführte Erforschung des Wesens der Frau und die Hebung der Streitfrage über die Emanzipation auf ein Niveau, auf dem die bisherigen Erörterungen sich nicht bewegt haben. Unter die Antifeministen eingereicht zu werden, scheue ich nicht; denn ich habe dem weiblichen Einfluß im heutigen Kultur- und Geistesleben überall nachzuforschen und ihn zu bekämpfen gesucht. Aber mir liegt daran, hier ausdrücklich zu betonen, daß ich trotz der Statuirung der größtmöglichen Ungleichheit, die im Bereich des Denkbaren überhaupt zu erreichen ist, dennoch vom ethischen Standpunkt nur die völlige Gleichstellung für gerechtfertigt halte.

Wien.

Dr. Otto Weininger.

Flageellanten. Ein Epos. Leipzig, Verlag von Paul List.

Das Epos, neben dem Drama, allem Naturalismus zum Troß, die vollendetste Kunstform der Dichtung und ohne Zweifel die ursprünglichste des Deutschen, ist mehr und mehr in Verruf gekommen. Im Hasten und Jagen des Tages muß ja dem modernen Menschen auch der Literaturgenuß so glatt und bequem wie möglich gemacht werden. Vom romantischen Postwagen zum D-Zug, von der gemüthlichen langen Pfeife zur Cigarette, vom Epos zur Novelle! Das ist der Lauf der Welt. Wie kann man sich noch durch lange Romane durcharbeiten, — falls es nicht hochrealistische oder Moderomane sind à la Idem Uhl,

nach dessen Bekanntschaft man sich gesellschaftlich erkundigt, wie man früher fragte: Haben Sie nicht den kleinen Cohn gesehen? Wie kann man noch Epen von vier Centimeter Dicke, à la Zorbans Nibelungen, bewältigen oder sich gar noch mit Versen abmühen! *Tempi passati*. Wehe dem thörichten Dichter, der so geschmacklos ist, dem deutschen Volk von Dichtern und Denkern mit einer tiefer angelegten Vers-Erzählung zu kommen: er wird entweder überhaupt totgeschwiegen oder als ein Nachahmer des „großen“ Julius Wolff betrachtet. Wird er aber wirklich — wie es mir hier und da schon gelungen ist — von der Kritik anerkannt: wo bleibt sein und des Verlegers wirklicher Lohn für alle Mühe! . . . So sollte jeder Ependichter denken und schleunig vom mühsamen Verseschmieden zu leichterer Handarbeit übergehen, die mehr rentirt. Aber es giebt eben noch unpraktische Menschen, die ihrer alten Liebe nicht untreu werden können. Zu ihnen gehört leider auch der Verfasser der „Flagellanten“, der aber in einem Punkt diesmal praktischer sein und seine Dichterwaare hier selbst anzeigen möchte. Die Handlung stellt das uralte, ewig neue Thema von Schuld und Sühne, von Sinnenlust und wahrer Liebe an zwei ungleich gearteten Brüdern dar, hat die große Zeit der Hanse zum Hintergrund und spielt in einem Jahr, das wohl als Höhepunkt des deutschen Mittelalters gelten kann, — jener kraftstrotzenden Zeit voll wüster Roheit und tiefer Innigkeit, voll jauchzender Weltfreude und starrer Weltentfagung, voll Himmelssehnsucht und glühender Fleischeslust, die alle Bande sprengt.

Freih. Adwe.



Parcival. Die frühen Gärten. Gedichte. S. Fischer Verlag, Berlin.

Meleager und Atalanta:

Und so bei Tag und Nacht durch Moor und Steppen,
Durch Wälder, die von finstern Schreden tief,
Riß das Gespann, das zitternd schnob und scheute,
Ihn und vom Haupt der grauvollen Beute
Stets hinter ihm die schmale Blutspur lief —
Wie jezt empor die glatten Marmortreppen:

Durch stummer Diener Reihen, lähle Flure
Zur Herrin Purpurbett und Schlafgemache,
Wo ihn zum letzten Mal zu stehen zwang
Und steinern hielt sibyllischer Gesang
Und leises Zauberwort der großen Dure . . .
Da, wie am Boden wuchs die schwarze Lache,

Schwand ihm der Taumel von erhitzten Dästen.
Aus schwültem Veuchten der entblößten Hästen
Und heißen Fleisches gräßlichem Betrug
Stieg ihm zum Herzen namenloses Grauen
Und er erkannte — ohne es zu schauen —
Des Vaters Haupt, das er in Händen trug.

R. W. Bollmoeller.



Katharina, Gräfin von Armagnac, und ihre beiden Liebhaber.
Schauspiel in drei Akten. S. Fischer Verlag, Berlin.

Dritter Akt, zweite Scene:

Katharina: Berweilt noch, Tristan! Fühlt, wie dieser Abend,
Mit aller Süße derer, die vergangen,
Und aller künft'ig möglichen uns labend,
Uns Beide täuscht . .

Tristan: Nun seh' ich, wie vor langen
Sternnächten schon mein Schicksal offen lag.

Katharina: Ich fühle, wie ich gut und milder werde.

Tristan: An einem gelben Sommernachmittag
Kam ich mit staubigem Helm und müdem Pferde

Dem Ziele nah und sah herab vom Berge
Montmartre nach der großen Stadt Paris.
Der Heimath ferne, meines Sterns gewiß
Gab ich die letzten Heller einem Zwerge,

Der da am Weg mit andern Bettlern kroch.
Dann ritt ich langsam nieder von dem Hügel;
Da läuft der Zwerg mit nach — ich seh ihn noch —
Bis zum Sankt Martinsthor, hält sich am Bügel

Und flüstert: Hört, Chevalier, jener Lahme,
Der bei mir sah und aus Gesichtern rät,
Blies mir ins Ohr, als er Euch kaum erspäht:
'Der stirbt durch Liebe einer großen Dame'.

Das war am Martinsthor. Ich ließ den Schimmel
Am Brunnen saufen. Ueber allen Häusern
Hing — ein Juwel von Gold und Blau — der Himmel.
Durch stille Straßen kam ich von der äußern

Ummauerung bis zum Fluß, und wie im Märchen
In Traum versenkt, sah ich nicht Weg noch Leute
Noch Brücken, Wagen, Volk, geschmückte Pärden —
Da weckte mich unirdisches Geläute

Vor Notre-Dame. An einen von den Ringen
Band ich den Gaul und trat ins heilige Dämmern.
Dann hört' ich plötzlich alle Engel singen,
Denn ich sah Euch

R. G. Bollmoeller.



Der Wurm im Ruhrrevier.

Frühlingsturm im rheinisch-westfälischen Industriegebiet. In dichten Schaaren ziehen die Bergleute durch die Straßen; aber nicht zur gewohnten Arbeitstätte trägt sie nun der hastige Schritt. Die Förderkörbe bleiben unbenutzt, denn heute ist Feiertag. Nicht ein von Staat oder Kirche vorgeschriebener: nach freiem Entschluß hat das Proletariat den Arbeitkittel abgethan. Die Abertausende, die klopfenden Herzens in festlich ernstern Versammlungen den Rednern lauschen, fühlen, daß der gewählte Weg entweder in noch tiefere Knechtschaft oder in die Freiheit führen muß. Aus kleinen Anfängen war die Streikbewegung ins Ungeheure gewachsen. Am zweiten Mai hatten die ersten Untertagarbeiter die „Broden“ hingeworfen und schon acht Tage danach zählte das Heer der Streikenden hunderttausend Mann. Hier und da wurden Arbeitwillige herangezogen. Auf der Grube „Roltke“ bei Welsenkirchen kam es zu blutigen Zusammenstößen. Die Regierung wurde nervös, auf beiden Seiten häuften sich der Bündstoff und es fehlte nicht an ungeschickten oder verbrecherischen Händen, die einen unabehrbaren Brand entfachen konnten. Jede Nacht brachte den Behörden neue Sorge, jeder Tag den Arbeitern neuen Harm. Der Philister träumte im Angstschweiß von der sozialen Revolution und rief erwachend nach dem Belagerungszustand. Da, plötzlich, wurde es still. Der junge Kaiser, der ein Jahr erst auf dem Thron seiner Väter saß, hatte sich bereit erklärt, eine Deputation der Bergarbeiter zu empfangen. Ludwig Schröder, Friedrich Bunte, August Siegel stiegen am vierzehnten Mai, im Festkleid der Bergleute, unsichere Hoffnung im Herzen, die Treppe zum Audienzsaal des Alten Schlosses hinan. Sie harrten. Aus der Thür tritt der Kaiser im Waffenrock der Garde du Corps, den Adlerhelm auf dem Kopf; er stülzt die Hand auf den schweren Pallast und betrachtet die Drei. Ludwig Schröder spricht: „Wir fordern die achtstündige Schicht. Auf die Lohnerhöhung legen wir nicht das Hauptgewicht. Die Arbeitgeber sollten mit uns unterhandeln. Wir sind nicht starkköpfig. Euer Majestät brauchen nur ein Wort zu sprechen: dann wird sich sofort die Stimmung der Unternehmer ändern und manche Thräne getrocknet werden.“ Der Kaiser antwortet. Was seine scharfe Kommando Stimme spricht, tönt den Arbeitern nicht gerade wie Musik in die Ohren; schon klingt leise die Tonart an, die später in Bielefeld vernehmlicher wurde. „Ihr habt Euch ins Unrecht gesetzt. Die Bewegung ist ungeseglich, weil die vierzehntägige Kündigungsfrist nicht eingehalten ist, nach deren Ablauf die Arbeiter gesetzlich berechtigt sein würden, die Arbeit einzustellen. Ihr seid also kontraktbrüchig. Ferner sind Arbeiter, die nicht streiken wollten, mit Gewalt oder durch Drohungen verhindert worden, ihre Arbeit fortzusetzen. Was Eure Forderungen betrifft, so werde ich sie durch meine Regierung genau prüfen. Sollten aber Ausschreitungen gegen die öffentliche Ruhe und Ordnung vorkommen, sollte sich der Zusammenhang der Bewegung mit sozialdemokratischen Kreisen herausstellen, so würde ich nicht im Stande sein, Eure Wünsche mit meinem königlichen Wohlwollen zu erwägen, denn für mich ist jeder Sozialdemokrat gleichbedeutend mit Reichs- und Vaterlandsfeind. Merke ich daher, daß sich sozialdemokratische Tendenzen in die Bewegung mischen und zu ungeseglichem Widerstand anreizen, so würde ich mit unnachsichtiger Strenge einschreiten und die volle Gewalt, die mir zusteht

— und sie ist groß — zur Anwendung bringen.“ Nach der freisinnigen Zeitung hatte der Kaiser zum Schluß noch gesagt: beim geringsten Widerstand gegen die Behörden lasse er Alles über den Haufen schießen; verhielten die Bergleute sich aber ruhig, so könnten sie seines Schutzes sicher sein. Bald stehen die drei Kaiserdeputirten wieder auf dem Schloßplatz und blicken einander an. Hatten sie Besseres erhofft? . . . Aber sie haben nicht viel Zeit zur Ueberlegung. Man holt sie in den Reichstag; dort, in dem prunklosen alten Bau, wird, unter Assistenz zweier freisinnigen Abgeordneten, mit dem Rationalliberalen Hammacher, dem Vertreter der Bergwerke, lange verhandelt und schließlich ein zehn Paragraphen umfassendes Protokoll aufgenommen.

Inzwischen wächst die Streikbewegung weiter. Beim Fürsten Pleß und auf den fiskalischen Gruben in Schlesien legen 18000 Mann die Arbeit nieder; auch im Saargebiet gährt es. Am sechzehnten Mai empfängt der Kaiser eine Deputation der Grubenbesitzer. Diesmal ist sein Ton milder. „Ich möchte Sie bitten,“ sagt er, „dafür zu sorgen, daß den Arbeitern Gelegenheit gegeben werde, ihre Wünsche zu formuliren, und sich vor allen Dingen immer vor Augen zu halten, daß die Gesellschaften, die einen großen Theil meiner Untertanen beschäftigen und bei sich arbeiten lassen, auch die Pflicht dem Staat und den theilhaftigen Gemeinden gegenüber haben, für das Wohl ihrer Arbeiter nach besten Kräften zu sorgen und zu verhüten, daß die Bevölkerung einer ganzen Provinz wieder in solche Schwierigkeit verwickelt werde. Es ist ja menschlich natürlich, daß Jedermann versucht, sich einen möglichst günstigen Lebensunterhalt zu erwirken. Die Arbeiter lesen Zeitungen und wissen, wie das Verhältniß des Lohnes zum Gewinn der Gesellschaften ist. Daß sie mehr oder weniger daran ihren Theil haben wollen, ist erklärlich.“ Am siebzehnten Mai wird die Einigung erreicht, am einundzwanzigsten fahren die Bergleute wieder in die Gruben und am selben Tage brechen die Unternehmer ihr Wort: ein Führer der Streikenden wird gemahregelt. In der Nacht vor dem siebenundzwanzigsten Mai, wo der Streik wieder beginnen soll, wird das Streikkomitee wegen Vergehens gegen das Vereinsgesetz verhaftet. Die Masse ist führerlos, der neue Streik vereitelt.

Das geschah 1889. Die Spekulation tollte durch das ganze Reich. Fette Jahre kamen und im Genuß hoher Löhne vergaßen die Bergarbeiter ihren alten Groll. Jetzt sehen wir wieder gefährliche Wetterzeichen. Seit Monaten strömen die Bergknappen den Verbänden zu. Jeder Sonntag bringt erregte Versammlungen und die Führer müssen ihren ganzen Einfluß aufbieten, um einen Streik zu verhindern. Noch immer, vierzehn Jahre nach der Mahrebe, die der Kaiser den Arbeitgebern hielt, müssen die Arbeiter für die damals aufgestellten Forderungen kämpfen. Die Dividenden der Bergbaugesellschaften sind beständig gestiegen und selbst heute, in der Zeit des Niederganges, noch hoch genug. Hibernia: 10, Harpener: 10, Konsolidation: 27, Schalker: 30, Arenberg: 35, Nordstern und Schweiler: 16, König Wilhelm: 17, Rönischer Bergwerksverein: 25 Prozent. Und der Aufsichtsrath wird nicht minder reichlich als die Aktionäre bedacht. Hibernia zahlte pro Kopf 19310 Mark und die anderen Gruben nicht viel weniger. Im „Vorwärts“ wurde im Herbst 1901 ausgerechnet, einzelne begnadete Herren hätten aus ihren Aufsichtsrathsstellen 200000 bis 600000 Mark im Jahr bezogen. Und der Arbeitslohn? Das Gesamteinkommen sämtlicher preussischen

Bergarbeiter hat sich von 1895 bis 1901 von 281 auf 519 Millionen Mark gehoben; in der selben Zeit aber ist die Belegschaft von 331500 auf 482566 Mann gewachsen. Wer nur auf Bittern sieht, kann sich freilich damit trösten, daß der Durchschnittslohn 1895 nur 848, 1900 aber 1138 Mark betrug. Doch 1901 war er schon wieder auf 1076 Mark zurückgegangen und ist seitdem noch weiter gesunken. Das Organ des Gewerksvereins christlicher Bergarbeiter, „Der Bergknappe“ — ich citire absichtlich ein nicht sozialdemokratisches Organ —, hat festgestellt, in den letzten dreißig Monaten sei der Durchschnittsverdienst pro Mann und Schicht um rund 90 Prozent vermindert worden; wegen der vielen Feiertage habe im vorigen Frühjahr mancher Bergmann 25 bis 40 Mark weniger als sonst im Monat heimgebracht. So haben die Grubenbesitzer den Rath des Kaisers befolgt; sollten auch sie nur so lange loyal sein, wie es sie nichts kostet? Und während die vom ihnen inspirirten Börsenblätter, im Interesse der spekulirenden Aufsichtsräthe, die Aktien als billig anpreisen, singen die Herren selbst den Arbeitern Klagelieder und jammern über die theuren Gesteinskosten, trotzdem alle Materialien im Preis gesunken sind, — nur eben nicht die Kohle, die durch Betriebseinschränkungen und Feiertagen vor jedem Preissturz gerade jetzt ängstlich bewahrt wird.

Aber auch die preussische Regierung hat nicht auf die Mahnung des Königs gehört. Die Behörde kann ja das Lohnverhältniß heute nicht unmittelbar regeln, aber sie konnte und mußte die fiskalischen Gruben zu Musterbetrieben machen und über die Lohngestaltung im Bergbau öffentlich klare Auskunft geben. Die Lohnstatistik ist noch immer ganz unzulänglich. Fast nie ist klar zu erkennen, ob — wie in den meisten Fällen — das erhöhte Einkommen nicht Folge einer gesteigerten Arbeitsleistung ist, und ganz unkontrollierbar bleibt die Dauer der Schichten, die zwischen acht und zwölf Stunden schwanken soll. Mit Recht sagt Richard Galwer in seinem Buch „Das Wirtschaftsjahr 1902“ (Fischer's Verlag in Jena): „Wenn der Effekt einer amtlichen Statistik der ist, daß sie den Sachverhalt und Thatsbestand geradezu irrig darstellt, so ist es nothwendig, auf eine Besserung der Aufnahme hinzuwirken.“ Galwer erinnert an die alte Klage der Bergleute über diese Statistik und an die Kritik, die Viktor Böhmert 1889 an der unbrauchbaren Methode übte. Alles umsonst. Die Behörden haben keine Lust zu Aenderungen. Die Grubenbesitzer aber haben die Zeit der Krisis — die ihre Einnahmen nicht merklich geschmälert hat — schlau benützt und die Arbeiter mühten knirschend ins Joch krieden. Doch Galwer sagte voraus: „Daß die in der Krisis durchgeführten Veränderungen der Arbeitsbedingungen, so weit sie den Arbeitern zum Nachtheil gereichten, bei einer günstigen Wendung der Konjunktur Differenzen herbeizuführen geeignet sind, hat die Vergangenheit bewiesen.“

Auch der Erscheinung, die jetzt die Gemüther so tief erbittert, ist die Regierung nicht mit der nöthigen Energie entgegengetreten: der Wurmrkrankheit. Ungarische Arbeiter, die als Lohnbrüder herbeigehtolt wurden, haben die Krankheit ins Rheinland eingeschleppt. Sie wurde zuerst kaum beachtet, erzwang sich allmählich aber Aufmerksamkeit. Schon 1897 veröffentlichte Dr. Venhold eine Studie über den Gesundheitszustand der Bergarbeiter im Ruhrrevier; als er im September 1902 aber in einer Sitzung rieth, die Gruben mit Kalkmilch zu desinfiziren, betonten manche Arbeitgeber die Kosten solcher Maßregel. Der Arzt

blieb tapfer auf seinem Standpunkt, konnte aber kein durchgreifendes Verfahren erreichen und im März dieses Jahres hatte die Wurmkrankheit bereits zwanzigtausend Bergarbeiter gepackt. Da, endlich, schien sich die Behörde aufzuraffen: am vierten April 1903 begann im preussischen Handelsministerium eine Konferenz, deren Vorbereitung, Verlauf und Folgen ungemein bezeichnend für unsere amtliche Sozialpolitik sind. Die Arbeitgeberverbände waren durch ihre Vertrauensmänner vertreten, die Organisationen der Bergarbeiter aber von vorn herein ausgeschlossen und nur ein paar Knappschaftskräfte zur Vertretung der Arbeiterinteressen herangezogen. Was in der Bochumer Bergarbeiterzeitung über den schlechten Zustand mancher Stubenaborte gesagt worden war, wurde nun natürlich entzückt bestritten. Zwei niebliche Episoden verdienen Erwähnung und brauchen keinen Kommentar. Ein Knappschaftsvertreter rieth, mit der nöthigen Devotion, die Sanitätsvorschriften auch in polnischer Sprache anschlageln zu lassen, damit die vielen polnischen Arbeiter sie lesen und befolgen könnten. Darauf Herr Möller, Excellenz, Handels- und Staatsminister in Preußen, anno 1903: „Auf solche Konzessionen können wir uns jetzt in Preußen nicht einlassen; eher werden die polnischen Arbeiter von der unterirdischen Stubenarbeit ausgeschlossen werden; darin (worin?) verstehen wir keinen Spaß mehr.“ Noch ein zweites Mal wagt ein Vertreter der Arbeiter eine Anregung; er meint, kürzere Arbeitszeit und reichlichere Ernährung könnten der Ausbreitung der Epidemie immerhin entgegenwirken. Darauf Herr Möller, Excellenz: „Wir Alle sind darin einig, daß wir die Wurmkrankheit mit allen Mitteln bekämpfen wollen. Ich glaube aber nicht, daß die weitausschauenden Mittel, die der Herr Vorredner angeführt hat, hier zu einer weiteren Eröfnerung geeignet sind, und bitte, von einer Besprechung der Ernährungsverhältnisse Abstand zu nehmen. Die Herren Aerzte werden zugeben, daß die Ernährung mit der Wurmkrankheit nichts zu schaffen hat“ . . . Und das Ergebniß dieser denkwürdigen Konferenz? Man wird die weitere Entwicklung der Seuche abwarten und inzwischen mit echt preussischem Bureaukrateneifer „alle einschlägigen Fragen studiren“. Wir haben 25 000 wurmkrankte Arbeiter; auf einer Zeche wurden neulich von 745 Arbeitern 305 als der Krankheit verfallen erkannt. Und die königlich preussische Staatsregierung begnügt sich mit dem Streben, den kranken Bergleuten Almosen zu verschaffen. In der Adnischen Zeitung lasen wir eben einen Lobgesang auf die Sozialpolitik der Unternehmer. Heißt es etwa, sozialpolitisch handeln, wenn man wurmkrankte Arbeiter, bei denen die Abtreibungsversuche erfolglos blieben, auf die StraÙe setzt? Jetzt werden in der Presse neue „Maßregeln gegen die Wurmkrankheit“ verheißen; fraglich ist nur noch eine Kleinigkeit: wer die Kosten tragen soll.

Nur zu begreiflich ist aber, daß die Bergarbeiter auf die Hilfe des Fabrikbesizers und Ministers Möller nachgerade nicht mehr hoffen als auf die von den Bergbeamten zu spendende. Einzelne dieser Herren sitzen ja selbst im Aufsichtsrath der Bergwerksgesellschaften; Beispiele: die Herren Oberberggrath Datz und Bergassessor Lilmann in Dortmund, Herr Scheinrath Schulz in Bochum. Die Arbeiter erleben wieder einmal die Wahrheit des marxischen Wortes, das sie auf ihre eigene Klassenkraft verweist. Diese Kraft ist seit 1889 beträchtlich gewachsen und die Bourgeoise sollte nicht vergessen, daß heute das Heer der Knappen im Ruhrrevier eine Viertelmillion wehrfähiger Männer umfaßt. Plutus.

Geheimrath und Kanzler.

„Gute Freunde eines portefeuilleklüfternen Geheimrathes, der noch eine Zeit lang Geld machen will, ehe er seine schätzbare Kraft dem Staate widmet, verbreiten schon seit Monaten, daß ‚Bernhard‘, wie sie im anmuthigen Roseton den Reichskanzler nennen, jedenfalls den Winter nicht mehr in Berlin erleben werde. Der ‚kommende Mann‘ verfügt über eine stattliche Anzahl von Bewunderern, die seinen Worten lauschen wie einer höheren Offenbarung. Auch wenn der Nachfolger des Grafen Bülow nur den Plafhalter für jenen Geheimrath darstellen soll, der, wenn er genug Finanzgeschäfte gemacht haben wird, sich der Leitung der Reichs- und Staatsgeschäfte widmen möchte, vermögen wir diesen Treiberereien wenig Geschmack abzugewinnen.“

Vossische Zeitung vom zwölften August 1903.

Nuhelos schritt der Geheimrath über den Edmannteppich seines Arbeitszimmers. Der Regen prasselte an die Fensterscheiben, aber der Wanderer, auf dessen Stirn kalter Schweiß perlte, achtete jetzt nicht auf Wind und Wetter. Hastig durchmaß er den fürstlich ausgestatteten Raum und fuhr erst zusammen, als sein Arm bei einer schnellen Wendung die Kiste mit den Viermarkcigaretten von dem Ztarstisch gestossen hatte. Tief schloß er nun Athem. Entlarvt!... So sein schienen die Karten gemischt. Eine Zeit lang Finanzgeschäfte (nicht länger; ein anschließiger Kopf verdient heutzutage im Handumdrehen seine Million); dann den Staat und das Reich. Schon hat er eine stattliche Anzahl von Bewunderern, schon ist auch für die Uebergangsepoch der Plafhalter gefunden und nichts Anderes mehr nöthig als Bernhards Sturz, — eine Kleinigkeit also, denn Bernhard ist arglosen Rindergemüthes und ahnt die Gefahr so wenig wie Duncans Kämmerling den drohend gezückten Dolch des Mörders. Und plötzlich dieser Blickstrahl aus heiterem Himmel. Der Geheimrath erbebt. Noch ist sein Name zwar nicht genannt; doch Jeder liest ihn zwischen den Zeilen und morgen wird er in Aller Mund sein. Die Angstperlen rollen ihm über die bleiche Stirn. Ein Druck auf den Klingelknopf. Der Diener eilte herbei. „Ayala!“ Hatte der Herr in seinem braunen Frack nicht gegrinst? Sicher war die gräßliche Geschichte schon Domeistengespräch. Die dicke Melochrino flog in den Aschenbecher und erlosch zischend im Wasser. Undankbare Menschheit! Gerade von dieser Seite hätte er den Streich nicht erwartet. In Stadt und Land, glaubte er, würde das Bürgerthum jauchzen, wenn Einer der Ihren, ein Mann der Arbeit, der nicht am Grünen Tisch ergraut, nicht in der staubigen Bureaufkratie zur Aftenmumie verkümmert ist, die allzu lange schon am Boden schleifenden Zügel des Staatswagens ergriff. Liberal wollte er sein, aber auch konservativ, *quieta non movoro* und doch das Kulturwerk des Krupplanals, die höchste Aufgabe, die deutscher Politif je gestellt ward, mit eiserner Faust dem frechen Uebermuth der Junkerfronde abtropfen. Und nun! Er sank in den weichen Armstuhl vor dem Schreibtisch — einem Diplomatentisch! — und brütete Minuten lang vor sich hin. Wie Napoleon in Moskau. Wie ein schief liegender Kohlen Großhändler, den der englische Stallmeister schon als kleinen Mark-

millionär behandelt. Diese Erinnerung an fremdes Leid erregte seine Nachlust; aber das Lachen klang fast wie das Gesöhn eines waidwunden Thieres, das, nach der Verletzung des Gescheides, nur noch mit den Hinterläufen zuckt. Nervös krallten die Finger sich in das Zeitungblatt, das den Uriasbrief gebracht hatte. Wo sind heute die guten Freunde, wo ist in dieser schweren Stunde die stattliche Anzahl von Bewunderern? Wer weiß, ob man ihn auf der Börse morgen nicht zu tippen mag! Der ist's, werden die aus Zischeles, Heringsdorf und dem Gelobten Westerland Heimgekehrten zischeln, der, wenn er genug Finanzgeschäfte gemacht haben wird. . . Er konnte die Entfesselung des Terminhandels versprechen, überhaupt ein Handel und Wandel endlich wieder wohlgefälliges Regime. Schließlich hatte er ja noch mehr als ein Eisen im Feuer. Das Kästchen seines verkommenen Brubers gestopft zu sehen, der ein Schandblatt herausgab und für ein ordentliches Stück Geld stramm gouvernemental werden würde, wäre manchem Mächtigen gewiß nicht unwillkommen. Und das Bischofen Diplomatie, Excellenzhofuspokus und Parlamentsmesserschlußderei lernt ein Mann spielen, der in einem knappen Jahrzehen Finanzgeschäfte genug gemacht hat, um übermorgen Kanzler werden zu können. Welche Thorheit, sich so schnell einschüchtern zu lassen! *À la guerro comme à la guerro* Daß Bernhard den Winter gern noch in Berlin verleben, dreimal zu deutschem Sekt und Museumsbildern laden und nicht mit Pension und Domherrngehalt in Venedig herumlungern möchte, kann man ihm am Ende nicht verdenken. Er schießt eben zurück, um sich seiner Haut zu wehren. Aber unser Adhler ist noch lange nicht leer. . . Das zweite Glas schmeckt besser. Wer sich nicht selbst aufgibt, ist nicht verloren. Und wer den heroischen Entschluß gefaßt hat, dem Wohl des Reiches sein Leben und seine Finanzgeschäfte zu opfern, Gehalt, Tantieme, Aufsichtsrathsstellungen und Privatspekulation: Der wird nicht über einen Papiersegen stolpern. *Excelsior, Excellenz!* Der Geheimrath wischte den letzten Schweiß von der Stirn, warf einen Blick in den mit einem Riesenopal geschmückten Rokokohandspiegel und ging dann, beinahe völlig beruhigt, an das Werk, neue Treibeereien zu ersinnen. Und bald legte sich um seine dünnen Lippen das lawernde Lächeln, das diesen Fürsten der Finanz seit Monaten zum Räthsel der ganzen berliner Gesellschaft machte. Er knöpfte den mit schwerem Nips gefüllerten Kammgarnrock auf, zog aus der Westentasche einen winzigen goldenen Schlüssel, schob einen Gobelin weg, öffnete geräuschlos die Tapetenthür, die dahinter sichtbar wurde, horchte mit verhaltenem Athem einen Augenblick hinaus und schlüpfte dann über die Hintertreppe ins Freie. Niemand ahnt, daß der Herr nicht zu Hause ist. Rasch, um nicht aufzufallen, eine Droschke zweiter Klasse. Zum Blaphalter. Sicher hatten dort einige Getreue der höheren Offenbarung. . . Von der nahen Kirche her schlug die Thurmuhre Mitternacht.

Um die selbe Stunde, da der Geheimrath mit den finsternen Mächten rang, drückte in der Wilhelmstraße ein Leidender das silbern glänzende Haupt in die Kissen des Ruhebettes. Schon auf der Verfahrt nach Bremen hatten sich, wie am Wahltage, gastrische Zustände eingestellt und es war dem Kanzler schwer geworden, den halbständigen Kronrath, in dem über das Zukunftschicksal einer preußischen Provinz und über die nächsten Aufgaben deutscher Politik die Entscheidung fiel, seßhaft zu überdauern. Und nun ward ihm, nach solcher Anstrengung, noch immer nicht Rast gegönnt. Tiefe Schatten umlagerten das sonst so gebieterisch, so siegesgewiß leuchtende Auge und das Zaubereklächeln, dem kein böser Wille je widerstand, schien von der müden Lippe gelassen. Die abgekehrte Hand kraute den Kopf Nothens, des

treuen Pabels, der auf seiner gestickten Decke mitleidig mit dem Schwanz wedelte. Liegend hatte der große Staatsmann den wichtigen Vortrag des Wirklichen Geheimen gehört und jedesmal, mit der gewinnenden Höflichkeit, die nur wahrer Herzenstakt verleiht, Entschuldigung erbeten, wenn er für kurze Minuten das Zimmer verlassen mußte. Jetzt überfann er — wie oft schon! — den Inhalt des Bernommenen. Es sei höchste Zeit gewesen, die Preßmente loszukoppeln. Denn man dürfe sich über die Wählarbeit des geheimräthlichen Strebers keiner Täuschung hingeben; er ist gefährlich, gerade weil er stets das Lob des Kanzlers singt, überall erklärt, ein besserer Mann sei mit der Lupe selbst nicht zu finden, und Jeden tadelte, der leichtfertig genug ist, den Grafen anzugreifen. Das sind die Schlimmsten. Das sind die Leute, die sich erfreuen, Euer Excellenz im Kreis ihrer Intimen schlankweg „Bernhard“ zu nennen. Vor solchen ersten Aufgaben aber bewähre sich die Wachsamkeit des Auswärtigen Amtes auch in der Bundstagszeit, wenn die verehrten Chefs der Ruhe pflegen und ein schlichter Mühlberg die Last der Reichsgeschäfte trägt. Der Plan des ganzen Minenkrieges ist, nebst den Namen der angeworbenen Generalstabsoffiziere, in unseren Händen, wir kennen die Zufuhr- und Abfuhrkanäle und . . . (Der hohe Chef kam nach einer kleiner Pause, blaß, aber sichtlich erleichtert, zurück) und mit Gottes Hilfe und dem Aufgebot aller Kräfte werde es gelingen, den tückischen Angriff abzuschlagen. Vielleicht, hatte der Kranke geahnt; doch das Bemühen eines Geheimrathes, der noch eine Zeit lang Geld machen will und bereits einen Ploßhalter gefunden hat, sei nicht zu unterschätzen. Einsam lag er nun sinnend; auch Mohrchen schien die Gefahr zu wittern, denn es spitzte die Ohren, bellte heiser und froch zitternd in sein Ketschen zurück. Einsam; von allen stärkenden Citaten gemieden. Das ewige Los des Genius. Da hat man nun, als ein wahrhaft moderner Mensch, einem ganzen Volk neuen Lebensinhalt gegeben, mit einer unerlöschlichen Fülle fruchtbarer Gedanken das Land gedüngt, eben erst am Nordstrand eine recht bismärkische Rede gehalten, den Wiener Dom das herrlichste Gotteshaus der Welt genannt und sich eine Gardinenpredigt mit dem Grundtext Sanct Peter und San Marco zugezogen, — und findet dafür solchen Lohn. Die mühsam eroberte Position von allen Seiten unterminirt. Der nächste Erbe, der Ploßhalter, am Ende schon im Haus oder nur ein paar Schritte weit. Was war dagegen alle Gefahr, die von den Manteuffel, Arnim, Waldersee, Boetticher, von Augusta selbst dem früheren Bewohner dieser Räume drohte und deren Ueberwindung ihm allzu lauten Ruhm eintrug? Ein Geheimrath, der, wenn er genug Finanzgeschäfte gemacht haben wird. . . „Unser alter Familienspruch: ‚Der ist nicht flugs ein Edelmann, der geboren ist aus großem Stamm oder der Geld und Reichthum hat und thut doch keine redliche That. Die Tugend und die Höflichkeit adelt den Menschen allezeit.‘ Ist Solches eine redliche That? Ein neuer Miquel! Wüßt Du denn ewig leben? Habe ich dazu Anschluß an die Getreuen von Vebbin gesucht, freundlich in Hyänenaugen mit Trisfunden geblickt, den somper Augustus Siein zu Diners im engsten Cirkel geladen, Leonsohn Beileid telegraphirt, daß mir ein Händler und Wandler nun durch meine künstlichsten Wirbel töpfe? Bin ich ganz verlassen und schuplos dem Ansturm preisgegeben? Nein! (Kraftvoll griff die Hand nach der Zeitung, die Unheil und Hilfe zugleich gebracht hatte.) Noch nicht ganz. Nur ein dünnes Blatt. Doch klarer als je erkenne ich heute, was ein Stück Papier unter Umständen werth sein kann“ (Fortsetzung folgt).